

Elbecker Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Elbecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 2.40 Mk., monatlich 80 Pfg.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Fernsprecher Nr. 926

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechspaltige Zeile oder deren Raum 30 Pfg., Veranlagungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 20 Pfg., auswärtige Anzeigen 35 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 196.

Mittwoch, den 22. August 1917.

24. Jahrg.

Die elsaß-lothringische Frage.

Von Hermann Wendel.

In der Schwelle des vierten Kriegsjahres erscheint die elsaß-lothringische Frage als eines der wesentlichsten Hindernisse zur Verständigung der sich zerfleischenden Völker Europas.

Denn während die Wortführer der Entente beharrlich erklären, daß ohne die Rückgabe der 1871 von Frankreich losgerissenen Provinzen an ein Ende des Massenwürgens nicht zu denken sei, lehnen die deutschen Staatsmänner jede Erörterung über die Rechtsgültigkeit des Frankfurter Friedens von vornherein ab, da Elsaß-Lothringen seit sechsundvierzig Jahren keine Frage der äußeren Politik mehr sei. Sie berufen sich darauf, daß Elsaß und Lothringen von altersher zum Deutschen Reich gehört hätten, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von den Franzosen gewaltsam abgetrennt und 1871 lediglich an ihr rechtmäßiges Stammesland zurückgefallen seien. Auch betonen sie, daß neun Zehntel der elsaß-lothringischen Bevölkerung deutscher Art und deutscher Sprache seien und garnicht mit Frankreich vereinigt werden wollten.

Die Franzosen halten dem gegenüber, daß das neue Deutsche Reich unmöglich einen Rechtsanspruch auf alle Gebiete habe, die ehemals zum heiligen römischen Reich deutscher Nation gehört hätten. Sie weisen darauf hin, daß die Elsäßer und Lothringer, wenn auch durch Gewalt, zu Frankreich geschlagen, hauptsächlich durch die Wirkungen der großen Revolution zu bemuteten und überzeugten Franzosen geworden und jedenfalls 1871 sehr gegen ihren Willen an Deutschland gekommen seien. Je nachdem man sich von politischer Leidenschaft verblenden läßt, wird man unbeschden den deutschen oder französischen Standpunkt hinnehmen oder aber durch historisch vorurteilsfreie Prüfung zu dem Ergebnis kommen, daß sich in dieser wie in jener Auffassung Wahres mit Falschem mischt.

Auch wird der Ernst der elsaß-lothringischen Frage durch wirtschaftliche Momente erster Ordnung erheblich vergrößert. In Lothringen befindet sich, von der oberelsässischen Textilindustrie und dem Mühlhäuser Gebiet zu schweigen, das größte Eisenerzlager Europas, das, 1871 noch recht minderwertig und wenig gefannt, inzwischen durch die Einführung des Thomas-Verfahrens seine riesenhafte Bedeutung erlangt und die Voraussetzung für Deutschlands erfolgreichen Wettbewerb mit der britischen Stahl- und Eisenerzeugung geliefert hat. Der Verlust dieses lothringischen Erzbeckens wäre nicht allein für die deutsche Eisenindustrie, sondern für Deutschlands industrielle Weltstellung ein schleichend vernichtender Schlag. Darum ist auch während des Krieges in Frankreich eine ganze große Literatur emporgelüht — der Abgeordnete des Calvados, Engerand, ist der vornehmlichste Rufer im Streite —, die nicht aus ideologischen Rechtsgründen heraus die Eroberung Elsaß-Lothringens fordert, sondern um der siechen und bleichsüchtigen Industrie Frankreichs im wahren Sinne des Wortes Eisen ins Blut zu führen und aus dem Rentnerland ein Industrieland zu machen.

Die wirtschaftliche Verknüpfung des Landes faßt die deutsche Sozialdemokratie im Frieden bei Beurteilung der Frage nicht zuletzt ins Auge. Ueber vierzig Jahre enger Verbindung mit Deutschland im Zeitalter des hochentwickeltesten Kapitalismus hatten für die Elsaß-Lothringer fester mit dem deutschen Wirtschaftskörper verwachsen lassen, als mehrere Jahrhunderte französischer Herrschaft unter wesentlich agrarischen Verhältnissen das Land dem Wirtschaftslieben Frankreichs eingefügt hatten. In der Lostrennung der umstrittenen Länder vom Deutschen Reich und in ihrer Angliederung an das sozial ganz anders geartete Frankreich sah sie ein schweres Unglück für Deutschland und keineswegs ein Glück für Elsaß-Lothringen. Zu einer schiedlich-friedlichen Lösung der Frage müßte sie sich dadurch zu gelangen, daß sie den durchaus nicht immer mit Gehör behandelten Elsäßern und Lothringern die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung im Rahmen des Deutschen Reiches zu erkämpfen suchte. Derart deute sich ihr Standpunkt nahezu mit der Haltung, die der französische Sozialismus in den Jahren vor dem Kriege einnahm. Noch auf der deutsch-französischen Verständigungskonferenz in Basel zu Pfingsten 1914 erklärte Jaures auf das bestimmteste, daß die Gewährung der Selbstverwaltung an Elsaß-Lothringen im Rahmen des Deutschen Reiches für Frankreich die Frage völlig aus der Welt schaffen werde.

Daß die deutsche Sozialdemokratie nach Kriegsausbruch bei ihrer früheren Stellung beharrte, ist letzten Endes ebenso verständlich wie die zunächst befremdende Tatsache, daß der französische Sozialismus die Frage für erneut auf die Tagesordnung gesetzt erklärte. Minder verständlich ist allerdings, daß die französische Mehrheit in dieser Frage vielfach mit den wüsten Revancheschreibern und wildesten Chauvinisten Hand in Hand ging. Auch heute fordert sie noch rund und glatt die „Desannexion“, das heißt: die unverhüllte Rückgabe des Landes an Frankreich, womit sich schlechterdings eine Brücke zu dem Standpunkt der deutschen Mehrheit nicht schlagen läßt. Näher steht sich schon die deutsche und die französische Minderheit, denn beide verlangen, ob-

wohl sich ihre Auffassung keineswegs vollkommen deckt, die Lösung der Frage durch freie Abstimmung der Elsäßer und Lothringer.

Das eine jedenfalls muß jedem nicht durch den Blutwusch verblendeten Gehirn deutlich sein, daß der Krieg ein untaugliches Mittel zur dauernden Lösung dieser wie jeder anderen Frage ist. Wenn es Frankreich gelänge, durch die völlige Niederwerfung Deutschlands in den Besitz Elsaß-Lothringens zu gelangen, so hätte es mindestens doppelt so viel seiner Söhne auf den Schlachtfeldern geopfert als die wiedergewonnenen Provinzen männliche Einwohner zählen. Dabei wäre die Frage bei weitem nicht entschieden, denn nunmehr wäre Deutschland vom Fieber der Rachegefühle geschüttelt und würde sich in eine einzige Waffenschmiede verwandeln, um sich eines Tages wieder zu holen, was es anderthalb Menschenalter beiseite hat. Wenn es auf der anderen Seite Deutschland geینگt, aus dem Weltkrieg so glorreich hervorzugehen, daß auf der Friedenskonferenz Elsaß-Lothringen gar nicht erwähnt wird, hätte es gleichfalls Hekatomben seiner Jugend und Manneskraft für die Gaue um Straßburg und Metz geopfert, getreu dem Worte Moltes von 1871, daß das Deutsche Reich in fünfzig Jahren noch einmal einen Waffengang machen müsse, um seine Eroberung zu wahren. Auch dann kehrt im europäischen Hause keine Ruhe ein, denn erst recht würde der Stachel in Frankreichs wunder Seele brennen und die Revanchepolitik in allen Ländern der Entente ein unheimliches Leben weiter. Wo muß, wenn nicht die Fanten unter der Waage bleiben sollen, der Friedensschluß eine endgültige, von aller Seiten anerkannte Lösung der elsaß-lothringischen Frage bringen.

Wer auf dem Boden des Selbstbestimmungsrechts der Völker steht und eine zwischenstaatliche Rechtsordnung anstrebt, darf Grundätzliches gegen eine Volksabstimmung nicht einwenden, unbeschden der Ausichten ihres Ergebnisses. Ueber dieses Ergebnis läßt sich übrigens Sicheres um so weniger voraussagen, als sich vor dem Krieg zweifellos eine Mehrheit aus Vernunftgütern für Deutschland entzünden hätte, inzwischen aber durch besondere Kriegsumstände eine gefährliche Verstimmung und Verbitterung um sich gegriffen hat. Aber davon abgesehen, ist das Schwierige die Vorfrage, wer denn eigentlich abstimmen darf, Enguet und die Seinen sind mit der Antwort flugs bei der Hand: die Franzosen und Abkömmlinge von Franzosen. Das heißt also zunächst einmal: die vor 1870 im Lande Geborenen und deren Nachkommenchaft. — Aber es entspricht gewiß nicht der Gerechtigkeit — und wenn wir nicht irren, haben vor dem Kriege französische Sozialisten auf diesen Punkt des öfteren hingewiesen —, die zugewanderten Deutschen ohne weiteres vom Stimmrecht auszuschließen. Unter ihnen befinden sich Leute, die bald ein halbes Jahrhundert in Elsaß-Lothringen leben, an der Entwicklung des Landes gearbeitet haben und mit ihm so verwachsen und verwurzelt sind, daß ihnen ihre eigentliche Heimat nur noch in traumhafter Erinnerung ist. Dann aber gibt es ein ganzes Geschlecht von Söhnen zugewandeter Altdentscher, das im Lande geboren und aufgewachsen ist und gar keinen anderen Teil Deutschlands kennt als Elsaß-Lothringen. Sollen auch sie über das Geschick des Landes nicht abstimmen dürfen? Aber wenn nur alles so klar läge! Trotz aller Gegenständlichkeit aber ist die Vermischung zwischen der alteingesessenen und der zugewanderten Bevölkerung durch Heirat ziemlich flott von statten gegangen; nach den neuesten statistischen Erhebungen leiten zwölf Prozent aller Heiraten in Elsaß-Lothringen eine Ehe zwischen Eingewanderten und Eingeborenen ein. Wie ist es mit den Sprossen einer solchen Ehe? Sind sie als „echte“ Elsäßer und Lothringer stimmberichtig oder als „Vohes“ rechtlos? Damit ist die Zahl der Verwickelten aber bei weitem nicht erschöpft. Da sich die neuen Verhältnisse in Elsaß-Lothringen seit anderthalb Menschenaltern auswirken, kann auch der Sohn einer solchen Mischung schon wieder einen eben ins Stimmrechtsalter tretenden Sohn haben. Wenn dessen Mutter eine „echte“ Elsäßerin oder Lothringerin ist, gilt dann der „Mafel“, daß der Großvater ein Zugewandter war, als ausgetilgt, und hat der Enkel Stimmrecht? Wenn umgekehrt die Mutter eine Deutsche ist, muß er dann des Stimmrechts entraten, obwohl er selbst und sein Vater und seine Großmutter im Lande selbst geboren sind? Die Franzosen als Liebhaber des Dominospiels könnten sich noch eine Reihe ähnlicher Kombinationen zusammensetzen, aus denen zu ersehen ist, zu welcher heillosen Wirrwarr die Ausschließung bestimmter Gruppen der elsaß-lothringischen Bevölkerung vom Stimmrecht führt. Die deutsche Minderheit hat sich nicht darüber ausgelassen, wenn sie das Stimmrecht bei der Entscheidung über die Zugehörigkeit des Landes zubilligen will und wenn nicht.

Eine andere Lösung der Frage ist im Frieden von deutscher Seite mehrfach angebeudet und vorgeschlagen worden. So unzweifelhaft die Elsäßer deutschen Stammes sind und einen Fremdkörper im französischen Staat bilden würden, so unzweifelhaft sind die Lothringer zum großen Teil fran-

zösischen Stammes und stellen einen Fremdkörper im Deutschen Reich dar. Südlich von Metz hauptsächlich ist altes kelto-romanischer Kulturboden und nie wurde hier anders als Französisch gesprochen. Wie Bismarck bei Friedensschluß diese Gebietsstriche von der Militärpartei gegen seinen Willen geradezu gewaltsam aufgedrungen werden mußten, so trug er sich noch 1872 mit dem Gedanken, sie vielleicht im Austausch gegen Luxemburg, wieder an Frankreich zurückzugeben. Ebenfalls schlug in den Achtzigerjahren Konstantin Roesler in den „Preussischen Jahrbüchern“ vor, Lothringen mit Metz gegen Luxemburg und französische Kolonien auszutauschen, und 1890 kam Professor Delbrück auf diese Pläne zurück. In ähnlicher Richtung liegen vielleicht heute Verständigungsmöglichkeiten, da Frankreich derart, was bei dem empfindlichen Volk wesentlich, den Ehrenpunkt wahren, Deutschland aber nur einbüßen würde, was ihm innerlich doch nie gehört hat und in absehbarer Zeit kaum gehören wird.

Auch der Gedanke einer Neutralisierung Elsaß-Lothringens ist schon aufgetaucht. Aus Elsaß-Lothringen freilich einen neutralen Kleinstaat machen, der auf allen Seiten von fremden Zollgrenzen eingeschlossen wäre, hieße die ausschätzende Entwicklung des wohlhabenden und blühenden Landes zum hoffnungslosen Stillstand verurteilen. Dagegen wäre der Plan, Belgien, Holland, Luxemburg, Elsaß-Lothringen und die Schweiz zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet zu verschmelzen und derart eine neutrale Zone zwischen Deutschland und Frankreich zu legen, die von der Nordsee bis zur italienischen Grenze reicht und rund 18 Millionen Einwohner umfaßt, wenigstens der Erwägung wert. Den Interessen Deutschlands aber paßt sich die Neutralisierung Elsaß-Lothringens am besten an, die das Land, wie etwa Luxemburg, im Rahmen des deutschen Zoll- und Wirtschaftsgebiets beliebe.

Freilich wird diese Art der Lösung vorberhand in Deutschland kaum auf besondere Neigung stoßen. Dagegen wird sich die erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes, die sich tagtäglich mit tiefster Friedenssehnsucht niederlegt und mit tiefster Friedenssehnsucht aufsteht, mit der Umwandlung Elsaß-Lothringens in einen selbständigen Bundesstaat im Rahmen des Deutschen Reiches freudig einverstanden erklären. Halheiten allerdings dürften dabei nicht unterlaufen, sondern die bundesstaatliche Verfassung Elsaß-Lothringens müßte den Elsaß-Lothringern ihre wirkliche Selbstverwaltung, unabhängig von Einflüssen außerhalb des Landes, genau so verbürgen, wie sie die Bayern, die Württemberger, die Sachsen usw. besitzen. Ob das Land Republik oder Monarchie werden soll, mag vom Willen der Elsaß-Lothringer selbst abhängig gemacht werden, aber daß der neue Bundesstaat ein ausgesprochen parlamentarisches Regime erhalte, wäre unerläßliche Vorbedingung. Dann vermöchte sich die elsaß-lothringische Bevölkerung freimütig, da ihre Wünsche nach Selbstverwaltung befriedigt sind, für ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reich zu erklären, und den Franzosen wäre eine goldene Brücke geschlagen, über die sie ihre Eroberungsgefühle zurückziehen könnten, ohne sich etwas zu vergeben.

Aber wie man sich auch zu dieser oder einer anderen Lösung der Frage stellt, man wird nach drei Jahren Kriegeshölle an sie ohne nationale Romantik und mit kühlem Kopfe herantreten müssen.

Der Hauptauschuh des Reichstages und die Friedensnote des Kapitles.

Der Hauptauschuh trat am Dienstag zu einer Sitzung zusammen in Gegenwart einer großen Anzahl von Abgeordneten; auch die neuen Herren der Regierung waren erschienen. Den Vorsitz führte zunächst der stellvertretende Vorsitzende Abg. Dr. Südekum. Er hieß den neuen Reichstanzler im Kreise des Ausschusses willkommen und gedachte in warmen, anerkennenden Worten des verstorbenen Mitgliedes des Ausschusses, des Abg. Bassermann; ferner sprach er dem aus dem Ausschuh geschiedenen früheren Abg. Spahn den Dank für seine Tätigkeit im Ausschuh aus. Dann erfolgte die Wahl des ersten Vorsitzenden. Das Zentrum hatte sich auf den Abg. Lehrenbach geeinigt. Auf Vorschlag des Abg. Gen. Ebert wurde Herr Lehrenbach zum Vorsitzenden gewählt und übernahm die Leitung der Sitzung.

Der Reichstanzler wies darauf hin, daß es sein Bestreben sei, die Verbindungen mit den Verbündeten ebenso eng zu gestalten, wie sie unter seinem Amtsvorgänger gewesen seien. Die Zahl der Feinde sei seit der letzten Tagung des Ausschusses wieder um drei vermehrt: Siam, Sibirien und China seien in den Krieg eingetreten, ohne daß ein Grund zur Feindschaft zwischen ihnen und uns bestände. Nur durch den Druck der Entente hätten sie sich zu dem Schritt entschlossen. In unserm Verhältnis zu den Bundesgenossen sei ganz besonders wichtig, daß die kriegerischen

Massnahmen nach einheitlichem Plane erfolgen. Dann verlas der Reichstanzler einen abschließenden Bericht von Hindenburg, nach dem die Anstrengungen unserer Gegner im Westen durchaus ohne den von ihnen erstrebten Erfolg geblieben seien, während wir im Osten ganz bedeutende Fortschritte gemacht haben. Umso unverständlicher, fuhr der Reichstanzler fort, sei es, daß die Gegner auch nicht die geringste Neigung zeigen, in Friedensverhandlungen einzutreten. Dann ging der Kanzler näher auf die Ziele der feindlichen Staaten ein, die auf sehr weitgehende Eroberungen gerichtet seien. Diese weitgehenden Ziele erklären es, daß die Minister der feindlichen Staaten sich scheuen, ausführlich auf ihre Friedensforderungen einzugehen. Solange aber unsere Gegner diese Kriegsziele festhalten, solange halten, sei es uns unmöglich, ein neues Friedensangebot zu machen. In bezug auf die Friedensnote des Papstes stellte der Reichstanzler fest, daß der Papst in dieser Beziehung nach eigenem Ermessen gehandelt habe, ohne dazu von den Mittelmächten angeregt worden zu sein. Jedoch begrüße er jede Maßnahme, die geeignet ist, den Gedanken des Friedens unter den Völkern zu fördern; deshalb sei ihm die Note des Papstes sympathisch. Zu den Einzelheiten der Note könne er erst Stellung nehmen, nachdem er sich mit den Verbündeten darüber verständigt habe. Diese Verständigung sei noch nicht erfolgt. Aus diesem Grunde sei es ihm unmöglich, schon heute auf die Einzelheiten einzugehen; er hoffe aber, daß für die endgültige Antwort auf die Note des Papstes in einer besonderen Form eine enge Fühlung mit dem Ausschuss des Reichstages hergestellt werde und er warte, daß diese gemeinsame Arbeit uns unserm Ziel, einem segensreichen Frieden, näherbringen werde.

Abg. v. Payer schlug vor, auf die Einzelheiten der päpstlichen Note heute nicht einzugehen, sondern diese Aussprache zurückzustellen, bis der Herr Reichstanzler hierauf eingehen könne. Gegen diesen Vorschlag wurde kein Widerspruch erhoben.

Abg. Ebert (Soz.): Wir begrüßen mit Freuden jeden Schritt, der uns dem Frieden näher bringt. Die Note des Papstes begrüßen wir umso freudiger, weil sie sich in den Bahnen unserer Friedensarbeit bewegt. Wir legen der päpstlichen Note für die Förderung des Friedens eine sehr große Bedeutung bei. Deshalb bedauern wir es, daß wir nicht sofort die Einzelheiten dieser Note besprechen können. Wir erwarten aber, daß der Herr Reichstanzler uns sehr bald hierzu Gelegenheit gibt. — Die Abgg. v. Payer (Sp.), Meyer-Kaufbeuren (Zentr.), Schönath-Carolath (Natl.), Weitz (Koni.), Rarmuth (Dt. Fr.) erklärten, daß sie sich der Würdigung anschließen, die der Herr Reichstanzler der päpstlichen Note zuteil werden lasse. Auch sie begrüßen die Note sympathisch.

Abg. Ledebour: Welchen Zweck sollen derartige allgemeine Erklärungen haben? Daß man eine Friedensumgebung sympathisch begrüße, sei doch für jeden Menschen selbstverständlich. Eine Besprechung habe erst dann Bedeutung, wenn sie auf die Einzelheiten eingeht. Die Vorredner hätten dadurch, daß sie im Namen ihrer Partei auf eine Besprechung der Friedensnote verzichteten, es zugelassen, daß die Reichsleitung ihre Antwort festlegt, bevor die Parteien ihre Ansicht über die Einzelheiten der Note dargelegt hätten. Dadurch würde die Aussprache im Ausschuss den größten Teil ihrer Bedeutung verlieren. Seine Partei vermittele in der Note einen Aufruf an die Völker, daß sie die Regierungen zum Frieden zwingen. Von den Regierungen selbst sei für den Frieden nichts mehr zu erwarten; nur durch den Druck der Völker könne der Friede erreicht werden.

Abg. Ebert stellt fest, daß seine Partei garnicht daran denke, auf die entscheidende Mitwirkung bei der Beantwortung der Friedensnote zu verzichten. Es handle sich jetzt nur darum, dem begreiflichen Wunsche des Reichstanzlers nachzukommen, daß er erst auf die Einzelheiten eingeht, nachdem eine gewisse Verständigung zwischen ihm und den Bundesgenossen erzielt sei. Der Kanzler habe aber ausdrücklich festgesetzt, daß bei der endgültigen Regelung dieser Angelegenheit der Reichstag mitwirken werde.

Abg. Ledebour bemerkt, daß so die Erklärung des Kanzlers nicht geklärt habe, und fordert den Reichstanzler auf, zu erklären, ob seine Bemerkung in dem von Ebert vorgetragene Sinne gemeint war. — Weitere Wortmeldungen lagen nicht vor; infolgedessen wurde die Sitzung auf Mittwoch vormittag 10 Uhr vertagt. Erörtert werden die Fragen der auswärtigen Politik.

Schwere Kämpfe im Westen und Osten.

Trotz klarer Sicht sehen die von den Massenstürmen der letzten großen Angriffe erschöpften Engländer den Angriff an der flandrischen Front nicht fort. Die feindliche Feuerartillerie hielt sich im allgemeinen in mäßigen Grenzen. Am Abend des 20. August und während der Nacht schwoh das Feuer an der Küste zu größter Heftigkeit an; ebenso steigerte es sich am Abend nordwestlich von Ypern, wo es am Morgen des 21. August zum Trümmerfeuer anwuchs. Ein Angriff erfolgte bisher nicht. In der Nacht zum 20. August wurden in der Gegend von Ypern mehrere Engländermehrer getötet. Eine größere Anzahl von Gefangenen und Maschinengewehren wurden eingebracht.

In der Arras-Front lag auf verschiedenen Abschnitten, so bei Lens, Vermelles und Rogelle zeitweise starkes feindliches Artilleriefeuer. Nördlich von St. Quentin verliefen am Morgen des 20. August Handgranatenkämpfe südöstlich von Vendhuile für uns günstig. Der größte Teil des dortigen Engländerneutes kam wieder in unsere Hände.

Seitens der Maas waren die Franzosen ihre stärksten Sturmhäuten mit der gleichen Kühnheit und ohne jegliche Schonung des Menschenmaterials in den Kampf. Wie immerzeit bei der April-Offensive unter Führung Avelles. Ihre Blatzer sind dementsprechend gleich hoch, während ihre Anmarschfolge wieder äußerst beschränkt sind. In diesen Reihen, dahinter geschlossene Reihen, kämpften weiße und schwarze Franzosen in das berühmte Trichterfeld. Unsere Vorposten bei Cumiers und auf dem Talon-Rücken wichen planmäßig in die Hauptstellung zurück, während unsere Batterien, Minewerfer und Maschinengewehre in den hinteren Reihen des nachrückenden Gegners furchtbare Verheerungen anrichteten. An dem unerwarteten Gortel unserer Hauptstellung prallte der französische Sturmschlag unter schweren blutigen Verlusten für den Angreifer zurück. Nur an einzelnen Stellen, wo die hinteren französischen Sturmtruppen unseren Feuerstellungen hatten durchdrungen können, gelang es ihnen, im ersten Ansturm in unsere Stellung einzudringen, so im Walde von Ancoart, südlich der Höhe 344, am Toten Mann, auf der Höhe 344, südlich von Samogren, im Hofe-Wald und im Champs-Wald. In unserer Hauptstellung waren wir unser Sturmschützen

zunehmend dem Gegner entgegen und drängten den mit äußerster Mut kämpfenden Feind, der jeden Grabenabschnitt und jede Trichterlinie mit außerordentlicher Zähigkeit verteidigte, schrittweise wieder zurück. Die wechselvollen schweren Kämpfe, bei denen die Franzosen immer von neuem vorstürmten und immer neue Infanteriemassen vorwarfen, setzten sich bis in die tiefe Dunkelheit hinein fort. In diesen Kämpfen erlitt der Franzose, der seine Sturmhäuten ohne jede Schonung ins Feuer warf, allerhöchste blutige Verluste. Noch hin- und hergehenden Kämpfen ist die Kuppe des Toten Mannes in Feindeshand geblieben. Ebenso gelang es ihm am Raben-Walde, auf der Höhe 344 und in der Fosse-Schlucht sich festzuklammern. Seit dem frühen Morgen des 21. ist auf dem Ostufer der Maas die Schlacht von neuem heftig entflammt. Unsere Artillerie unterstützt die Infanteriegruppe erfolgreich, ebenso gebührt unseren Fliegergeschwadern vollste Anerkennung.

Zum Verlust des Toten Mannes" schreibt W.B.: Nach neuntäglichem Artilleriekampf trat auf beiden Maas-Ufern am 20. Aug. gegen 5 Uhr morgens die französische Infanterie zum Angriff in mehr als 20 Kilometern Breite an. Fast auf der gesamten Front wehrte unsere tapfere Infanterie, wirksam unterstützt durch Artillerie, den Angriff ab. Die Höhe „Toten Mann“ und der Südrand des Raben-Waldes verblieben den Franzosen. Wir wollen den Erfolg des Feindes nicht verkleinern, er hat hier die vielumtrittene Höhe gewonnen, die für die Beobachtung gegen die mächtigen Höhenstellungen des Marterküdens von Bedeutung war, wir dürfen ihn aber auch nicht überschätzen, denn westlich und östlich von der in Tiefe und Breite begrenzten Einbruchsstelle haben wir noch wichtige Höhenstellungen, darunter die vielgenannte Höhe 304, in unserer Hand. Der Verlust des „Toten Mannes“ übt daher auf die Gestaltung an der Nordfront Verduns keinen entscheidenden Einfluß aus.

An der Ostfront scheiterten mehrere feindliche Gegenangriffe, die teilweise 15 Wellen tief gestiebert, gegen die Frontlinie Cosna-Grezesci-Glasfabrik vorgetragen wurden, unter schweren Verlusten für den Gegner. Die Höhe 895, nordöstlich Soveja, wurde mit kühnen Hand, zum Teil nach erbitterten Handgranatenkämpfen, genommen. Starke feindliche Gegenangriffe scheiterten blutig. Im Nachstoß nahmen wir eine weiteren Stützpunkt und brachten Beute ein.

Die Schlacht an Isonzo dauert mit unverminderter Heftigkeit an; ihr Schweregewicht liegt auf der Karsthohefläche. Wie das österreichisch-ungarische Pressequartier meldet, steht die Schlacht gut.

Die Heeresberichte.

Berlin, 21. August, abends. (Amtlich.) In Flandern Artillerietätigkeit von wechselnder Stärke. Nördlich von Lens örtliche Gefechte. Vor Verdun wird an einzelnen Stellen der Front noch gekämpft. An der Höhe 304 wiesen wir starke französische Angriffe ab. Im Osten nichts Wesentliches.

Wien, 21. August. (Amtlich.)

Ostlicher und Balkan-Kriegsschauplatz. Unverändert.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Die erste Isonzo-Schlacht ist im vollen Gange. Der Feind legt alles daran, die Kraft unserer in zehn blutigen Schlachten heldenmütig gebliebenen Abwehr zu brechen. Dies ist ihm an keinem Punkte der von den Höhen der Julischen Alpen bis an die Adria reichenden Westfront gelungen. Am nördlichen Flügel der 70 Km. langen Linie, im Sefice- und Krau-Gebiete, löste sich der italienische Angriff dem Felsenlande gemäß in Einzelstöße auf, die alle glatt abgeblieben wurden.

Südlich von Auga und östlich von Canale vermochte der Feind unter Einsatz neuer Kräfte zurückzubrechen. Der italienische Angriff wurde bei Bih aufgefangen, nachdem einzelne Abteilungen bis zur vollen Umzingelung ihres Platz behauptet und dann den Rückweg mitten durch den Angreifer gefunden hatten. Zwischen Descla und der Wippach prallte in Tag und Nacht andauernd Kämpfer ein Ansturm nach dem anderen an unseren heldenmütig verteidigten Linien ab. Neben dem Schützen-Regiment Nr. 7 hat sich wieder die ruhmvolle 1. Sandjurm-Brigade, Hauptquartier aus Oesterreich unter und ob der Enns, besonders ausgezeichnet. Gleich erfolgreich kämpften die bewährten Verteidiger der Karsthohefläche. Die Eroberung des zerstörten Dorfes Selo bildet den einzigen örtlichen Erfolg, den hier der Feind, Tausende von Mannern später, zu erringen vermochte.

An zwei Schlächttagen blieben über 3500 Gefangene und 30 Maschinengewehre in unserer Hand.

Nordwestlich von Anzerja hatten Abteilungen des 2. Tiroler Kaiserjäger-Regimentes und Sturmpatronillen 4 Offiziere, 30 Mann, 1 Maschinengewehr aus den italienischen Gräben.

Französischer Bericht

Am 20. August nachmittags. In Belgien ziemlich heftiger Artilleriekampf in Gegend nördlich Bihchoote. In der Champagne unterzogen unsere Batterien wirksamem Feuer auf die deutschen Anlagen. Mehrere Einbrüche in die feindlichen Linien brachten uns Gefangene ein. Auf beiden Maas-Ufern traten unsere Truppen heute früh zum Angriff auf die deutschen Stellungen mit großartigem Scheitern an. Nach unseren ersten Meldungen entwickelte sich die Schlacht bei Verdun auf einer Front von 18 Kilometern vom Walde von Ancoart bis nördlich von Begonvour zu unseren Gunsten. Zahlreiche Gefangene wurden bereits eingebracht. Die Tapferkeit unserer Truppen ist über jedes Lob erhaben. In der Gegend von Reboiswillers schlugen wir einen feindlichen Handstreich leicht ab. Im Oberloßg ziemlich große Artillerietätigkeit.

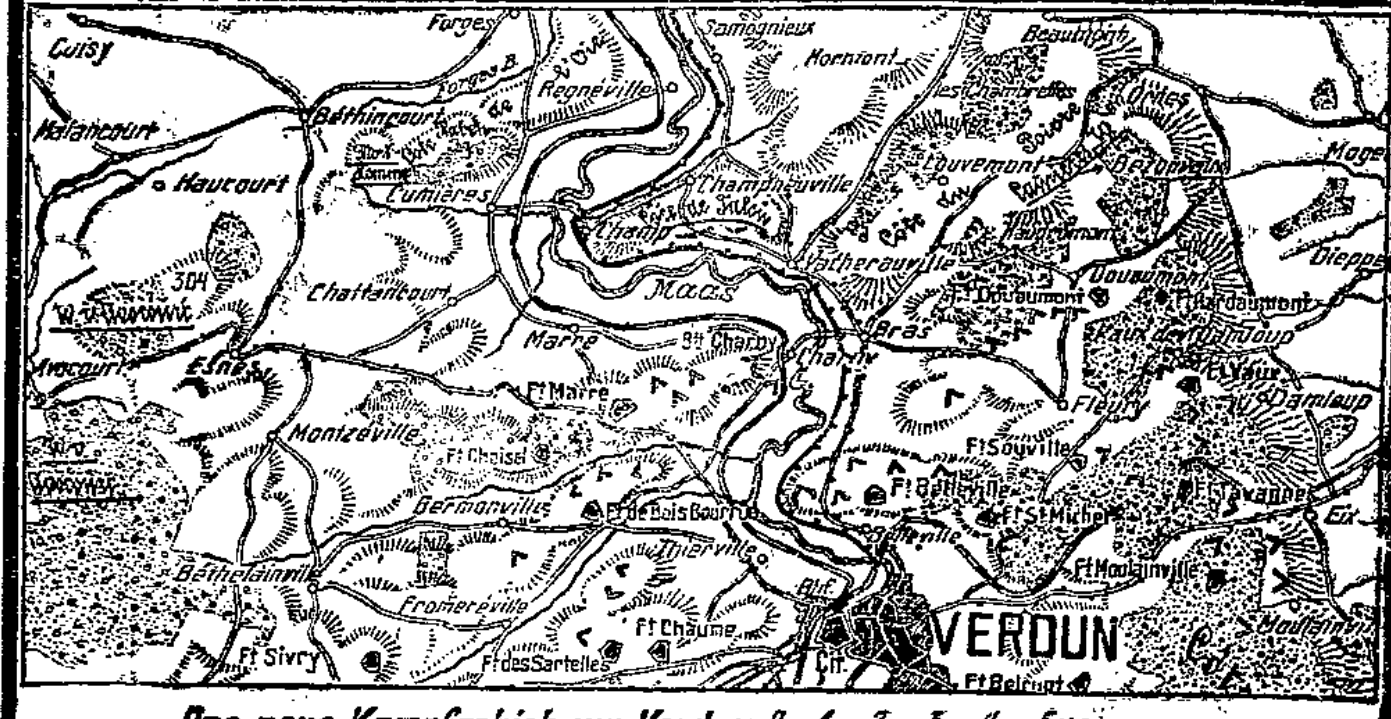
Abends: An der Nordfront von Verdun nahmen unsere Truppen auf beiden Seiten der Maas die feindlichen Verteidigungsanlagen auf einer Front von 18 Kilometern und in einer Länge, die an einigen Stellen mehr als zwei Kilometer beträgt. Auf dem linken Ufer hatten wir insbesondere den Wald von Ancoart, zwei Gipfel des Toten Mannes, den Rabenwald und Cumiers. Auf dem rechten Ufer nahmen wir den Talon-Rücken, Campagnonville, die Höhe 344, das Gehöft Marmont und die Höhe 249 nördlich von Comromont. Zur Rechten sind unsere Truppen im Rabenwalde und im Wald von La Chaune weit vorgedrungen. Die Zahl der unermordeten Gefangenen beträgt mehr als 400. Die Deutschen machten heftige Gegenangriffe gegen den Wald von Ancoart, den Toten Mann und gegen die

Höhe 304. Unser Feuer machte überall ihre Anstrengungen nicht und fügte ihnen schwere Verluste zu. — Unsere Flieger nahmen an der Schlacht glänzend teil. Sie beschossen aus geringerer Höhe die feindlichen Ansammlungen mit Maschinengewehren und trugen so dazu bei, die Gegenangriffe abzuschlagen. Unsere Flieger schossen elf deutsche Flugzeuge an der Armeefront ab. Zwei weitere feindliche Apparate wurden durch Abwehrgeschütze heruntergeholt. Artilleriebeschädigung mit Unterbrechungen auf der übrigen Front.

Englischer Bericht

Am 20. August nachmittags: Während der Nacht wurde ein deutscher Angriff auf die gestern morgen von uns genommen Stellung östlich von Epehy nach hartem Gefecht völlig abgeschlagen. Wir machten in der letzten Nacht einen erfolgreichen Angriff südlich von Lens. An der Ypern-Front wurde unsere Front südöstlich von St. Jansched ein wenig vorgeschoben.

Abends: Vormittags versuchte der Feind einen weiteren Gegenangriff gegen unsere neuen Stellungen südöstlich von Epehy. Wir beobachteten seine Truppen, als sie sich zum Sturm in die



Das neue Kampfgebiet um Verdun 0 1 2 3 4 5 Km, 21.8.1916

Stellung begaben. Unsere Artillerie zerstreute sie, bevor sich der Angriff entwickeln konnte. Am Nordwestrande von Lens fanden tagsüber Patrouillengefächte statt, wobei wir einige Fortschritte machten. Ein feindlicher Störtrupp drang östlich von Armentieres in unsere Linien ein; zwei unserer Männer werden vermisst. — Gestern waren die feindlichen Flugzeuge in großer Verbänden weit hinter den eigenen Linien tätig. Sie veruchteten erfolglos, die Tätigkeit anderer Maschinen für Bombenwurf, Photographie und Beobachtung zu behindern. Unsere Bombardierungsunternehmungen wurden fortgesetzt. Ein feindlicher Zug wurde beschädigt und viel Schaden an den feindlichen Flugplätzen und Bahnhöfen angerichtet. Die Unternehmungen im Zusammenwirken mit unserer Artillerie wurden mit guter Wirkung ausgeführt. Viele Lichtbilder wurden aufgenommen. In Luftkämpfen wurden zwei deutsche Flugzeuge abgeschossen, vier steuerlos her untergetrieben, ein anderer feindlicher Apparat wurde in unserer Linien durch Abwehrgeschütze abgeschossen. Sechs unserer Maschinen werden vermisst.

Russischer Bericht

Am 20. August. Westfront: In der Richtung auf Riga behauptet der Feind unsere Schützengräben westlich der Straße Riga-Mitau. An der übrigen Front Gewehrfeuer, Aufklärertätigkeit und Tätigkeit der Flieger. — Rumänische Front: In Laufe des 19. August machte der Feind hartnäckige Angriffe in der Richtung auf Orna und Owesti. Seit dem Morgen griff der Feind die Rumänen in der Gegend des Slavkuffes an. Gegen Abend gelang es ihm nach ununterbrochenen, erbitterten Kämpfen, sich eines Teiles der rumänischen Schützengräben zu bemächtigen und die rumänischen Truppen gegen den Südrand von Orna zurückzudrängen. Seit dem Vormittag machte der Feind hartnäckige Angriffe auf den Abschnitt von Grozesci und die dortige Brenneret, wo es ihm am Tage gelang, einzudringen. Der Kampf geht weiter. In der Richtung auf Fociani ergriffen die Deutschen seit dem Morgen des 19. August nach Artillerievorbereitung die Offensive auf beiden Seiten der Eisenbahn Fociani-Jud. Am Mittag gelang es den Deutschen, sich der ersten Schützengrabenlinie westlich der erwähnten Bahn zu bemächtigen, aber ein Gegenangriff vertrieb sie und stellte die Lage wieder her. Östlich der Eisenbahn mußten die Rumänen sich unter dem starken Druck der Deutschen nach dem Südrande des Dorfes Meresti zurückziehen. An der übrigen Front Gewehrfeuer. — Kaukasus-Front: In der Gegend von Charput machten die Türken am 18. August einen Angriff gegen den Marmaju-Dagberg. Am Ende des Tages gelang es ihnen nach hartnäckigen Angriffen, einen Teil unserer Schützengräben zu nehmen, aber unter Gegenangriff am 19. August bei Tagesanbruch vertrieb die Türken und stellte die Lage wieder her. In der Gegend südlich Palmir und Belmeza machten unsere Truppen Fortschritte und besetzten eine Reihe von Dörfern an der Front Agret-Sizosberg-Pagadish-Neiban. In der Richtung auf Bendjoir drangen unsere Aufklärer vor. Nördlich Zertbar brachten wir Gefangene und Waffen ein.

Italienischer Bericht

Am 20. August. An der julischen Front ist die Schlacht im Gange. Gestern vormittag begannen die Massen unserer Infanterie nach 24stündigem Feuer, währenddem unsere Artillerie die feindlichen Stellungen mit wachsender Stärke beschoss, in Richtung auf unsere Ziele nördlich von Annovo vorzugehen, nachdem sie glänzend die technischen Schwierigkeiten und den Widerstand des Feindes überwunden, wurden zahlreiche Gräben über den Isonzo geschlagen. Unsere Truppen gingen auf das linke Ufer des Flusses über. Von Mada bis zum Meere drangen die Unseren in einem Anlauf durch die erste feindliche Linie hindurch, die in unförmige Stücke von Verteidigungsmaterial verwanbelt war. Sie bedrängten den Gegner, der sich jetzt an das Gelände klammerte, von zahlreichen Maschinengewehren und Artillerie unterstützt wird und verzweifeltsten Widerstand leistet. Unsere Flieger nahmen unermüdet an der Schlacht teil, sie griffen mehrmals mit Bomben und Maschinengewehren die hinter den gegnerischen Stellungen verammelten Truppen an. Die Tätigkeit unserer Infanterie geht kräftig weiter, während die Artillerie unermüdet ihr zerstörerisches Zerstörungswerk fortsetzt. Die gegnerischen Verluste sind sehr schwer. Die bisher gemeldete Beute ist beträchtlich. Einige Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre fielen in unsere Hände. Bis gestern Abend sind 7500 Mann und etwa 100 Offiziere durch die Gefangenenjammelpunkte durchgekommen.

Frankreich und Belgien.

Der französische Mordanschlag unter Anklage.

Zu der geschichteten politischen Nordaffäre gegen Almerendas wird der „R. B.“ aus Genf noch berichtet: Eine Anzahl Freunde Almerendas, dessen Frau und die Rebakteure der „Bonnet Rouge“ reichten die Klage gegen Unbekannt ein wegen Mordanschlags. Der „Radical“ erfährt, die Unterzeichnung sei abgeschlossen. Die Affäre veripreche große Überraschungen.

Rußland.

Zu neuen Straßenkämpfen

Ist es nach einer Stockholmer Nachricht wieder in Petersburg gekommen. Starke Streikkorps schwebten auf die Schlupfwinkel der maximalistischen Agitatoren; sie wurden hierbei aus den Häusern beschossen und mit brühendem Wasser begossen. Um einzelne Häuser entspannen sich heftige Kämpfe, bei denen die regierungstreuen Kosaken nicht immer gut abschnitten. Angefichts dieser Hege gegen die Maximalisten ist es verständlich, wenn der in Petersburg geheim tagende Maximalistenkongress den Sturz Kerenskis beschloß.

Das Kesseltreiben gegen die Bolschewiki.

Unser Stockholmer Mitarbeiter hört: Die Veröffentlichung des Beweismaterials gegen die Bolschewiki durch die russische Regierung wirkt durch ihre Inhabilität auf die Sozialisten so, wie eine neue Dreyfus-Affäre. Die Verweigerung des Passes Axelrod für Stockholm geschah durch den russischen Generalstab, der jetzt tatsächlich regiert. In Samara, Avers usw. wurden zahlreiche Sozialisten als angebliche Bolschewiki verhaftet, um die Organisation dieser Bewegung stillzulegen.

Die „revolutionäre russische Freiheitregierung“.

„Nowaja Schila“, das Organ Maxim Gorkis, faßt die reaktionären Maßnahmen der russischen Regierung in der letzten Zeit wie folgt zusammen: Die Todesstrafe ist wieder eingeführt; die Zeitungen der Linken sind eingezogen; die politischen Gruppen der Linken werden verfolgt; gegen die Führer der Maximalistenpartei wird die schwere und unwahrscheinliche Beschuldigung des Hochverrats erhoben, und die Art des Vorbringens dieser Beschuldigung beweist die politische Tendenz; die vom Sowjet zusammenberufene Stockholmer Friedenskonferenz wird als Privatunternehmen politischer Parteien bezeichnet und gleichzeitig wird der Krieg bis zum Ende (d. h. ohne Ende) proklamiert; dagegen kommt man der Kontrarevolution entgegen, und die Freiheit der Gegenrevolutionäre wächst dementsprechend; von Reformen hört man nichts; die konstituierende Versammlung wird aufgehoben, statt dessen wird in Moskau eine „Konferenz“ von überwiegend kontrarevolutionären und konservativen Elementen zusammenberufen.

Die vorläufige Regierung gegen die russischen Revolutionäre.

Meldung der Petersburger Telegraphen-Agentur. Um jede verbrecherische Tätigkeit solcher Personen zu verhindern, die die durch die Revolution errungene Freiheit dazu benutzen wollen, um ausschließlich daran zu arbeiten, das Werk der Revolution selbst zu vernichten und den Bestand des russischen Staates zu untergraben, beschloß die vorläufige Regierung, die Minister des Krieges und des Innern mit dem Recht auszustatten, im gemeinsamen Einvernehmen erstens solche Personen festzunehmen zu lassen, deren Tätigkeit eine besondere Gefahr für die Landesverteidigung und die innere Sicherheit, die die durch die Revolution errungene Freiheit darstellt, ist, zweitens solche Personen aufzufordern, ohne Verzug das russische Staatsgebiet zu verlassen, und sie festzunehmen, falls sie Rußland nicht verlassen oder aus eigener Machtvollkommenheit dahin zurückkehren würden.

Einem Amsterdamer Blatte zufolge wird der „Times“ aus Petersburg berichtet, daß Kerenski am Freitag der Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats beiwohnte. Er wurde kühl empfangen. Am Schluß der Sitzung wurde ein von den gemäßigten Sozialdemokraten eingebrachter Antrag, in dem die energischen Maßnahmen der Regierung gebilligt werden und an die russische Demokratie appelliert wird, die Ordnung aufrecht zu erhalten und das Land vor dem militärischen Zusammenbruch und vor einer Gegenrevolution zu schützen, angenommen.

Eine Rundgebung des Arbeiter- und Soldatenrats für Stockholm.

Meldung der Petersburger Telegraphen-Agentur: Das Mitglied des Vollzugsausschusses des Arbeiter- und Soldatenrats, Kofanow, der nach Westeuropa geschickt wurde, um die Sozialisten zur Teilnahme an dem Stockholmer Kongress aufzufordern, erstattete in einer Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats Bericht. Dabei sagte er: Nach einigen Schwierigkeiten gelang es, die Teilnahme der Vertreter der Sozialisten aller Länder sicherzustellen, die, von einigen Meinungsverschiedenheiten über die auf dem Kongress zu behandelnden Fragen abgesehen, sämtlich der gleichen Meinung waren, daß ein Friede ohne Annexionen und Entschädigungen geschlossen werden müsse. Was die Weigerung mehrerer Regierungen, den Abgeordneten die Pässe zu erteilen, betrifft, so war das ein Schritt der Imperialisten der alliierten Länder, die die auswärtige Politik des Arbeiter- und Soldatenrats bekämpfen wollten. Rußland tut aber sein Möglichstes, um den Zwischenfall beizulegen. Kofanow unterbreitete eine Entschädigung, durch die die gesamte russische Demokratie aufgefordert wird, die Arbeiterparteien in den Ländern der Alliierten zu unterstützen, die in der Entschädigung Hoffnung und Hilfe finden werden, um alle Kräfte in der aktiven Verteidigung der Parteien zu entsaften, damit die internationale Demokratie sich auf die von der russischen Revolution ausgerufenen Grundzüge eng vereinigen. Da die Maximalisten nach dieser Rede gegen die Entschädigung protestierten, erklärte das Mitglied des Vollzugsausschusses, Bagdanow, die Mehrheit des Arbeiter- und Soldatenrats bemühte sich um den Frieden, indem sie den Kongress einberufe und die Kampffähigkeit der Truppen verstärke, trotz der von den Maximalisten bereiteten Hindernisse, die Irrtümer in dem Volk verbreiteten und den Friedensschluß verzögerten. Die Entschädigung Kofanow wurde fast einstimmig angenommen.

England.

Die Bernunft hat doch gesiegt.

Reuter meldet: Die britische Arbeiter-Konferenz entschied wiederum mit einer Mehrheit von 3000 Stimmen zugunsten der Entsendung von Delegierten nach Stockholm. Die Abstimmung ergab folgendes Resultat: 1234 000 Stimmen gegen 1231 000 Stimmen.

Nach den Vorgängen der letzten Tage in den Reihen der englischen Gewerkschaftler mußte man befürchten, daß der letztzeitige Beschluß der Beteiligung an Stockholm wieder aufgehoben würde. Das ist nun trotz der erbärmlichsten Hege gegen Stockholm nicht geschehen. Wir freuen uns dessen in der Hoffnung, daß dieser Beschluß die Lage in England klären und der Friedenssache dienen wird.

Was wird nun aber Lloyd George tun? Wird er nun durch Verhandeln an das Rad appellieren?

Der amtliche Kriegsbericht.

228. Großes Hauptquartier, 22. Aug. (Amtlich.)
Wöchlicher Kriegsjahresplan.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht:

In Flandern erreichte der Artilleriekampf an der Räfte und von Bizjootte bis Wazeton abends wieder große Stärke.

Gestern früh erfolgte nordöstlich von Ypern nach heftiger Feuerwerke ein starker Vorstoß der Engländer auf St. Julien. Er wurde abgelehnt. Heute morgen haben sich zwischen dem von Saaben und Menines auf Ypern führenden Straßen neue Kämpfe entwickelt.

Im Artois griff der Feind nordöstlich und westlich von Lens nach starker Feuerbereitung unsere Stellungen an. Derartige Einbrüche wurden durch heftige Gegenstöße, die zu erbitterten Nahkämpfen führten, ausgeglichen.

Eine Kohlenhalde südwestlich der in Brand geschossenen Stadt Lens ist noch in der Hand der Engländer. Nordwestlich und westlich von Le Catetet spielten sich zahlreiche Vorpostengefechte ab, bei denen Gefangene von uns einbehalten wurden. St. Quentin lag erneut unter französischem Feuer.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz:

Auf dem Schlachtfelde von Verdun führten die Franzosen gestern ihre Angriffe in einigen Abschnitten fort. Vielfach wurde bis in die Nacht hinein gekämpft. Im Südosten des Wocourtwaldes und bei dem Hügel östlich davon sah der Feind nach mehrmaligem vergeblichem Anstürmen Fuß. An der Höhe 304 scheiterten alle Angriffe, auch die von Südwesten und vom „Toten Mann“ her umfassend angelegten, in unserem Feuer und an der Fähigkeit der tapferen Verteidiger.

Vorstöße, die sich vom Rücken östlich des Rabenwaldes gegen den Jorgesgrund richteten, wurden abgewiesen.

Auf dem Ostufer der Maas drangen die Franzosen in den Südtal von Samogneux ein. Im übrigen wurden ihre dichtesten Massen, die von der Höhe 304 bis zur Straße Beaumont-Baherauville und im Fosseswalde vor- und nachmittags gegen unsere Linien anstürmten, blutig zurückgeworfen.

Die Verluste der feindlichen Infanterie sind schwer. Die französische Führung mußte mehrere der jähren Angriffsdivisionen durch frische Truppen ersetzen.

In den letzten Tagen errang Leutnant Boh seinen 36. und 37., Offizierstellvertreter Bizjeldwibel Müller den 25. und 26. Aufstieg.

Deutscher Kriegsjahresplan.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern:

Bei Riga, Danaburg, Larnopol und am Järuz lebte die Gefechtsfähigkeit auf.

Front des Generalobersten Erzherzog Josef:

Südlich des Trostales setzten am 20. und 21. August die Rumänen starke Kräfte ein, um unsere Truppen den Gemäsen beiderseits von Grajesti und nordöstlich von Soveja wieder zu entreißen. Alle Angriffe sind verlustreich abgewiesen worden.

Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen und an der Mazedonischen Front ist die Lage unverändert.

Der Erste Generalquartiermeister: Lubendorff.

England und der Papstfrieden.

Reuter meldet aus Rom: Der britische Gesandte teilte dem Vatikan mit, daß die britische Regierung den Empfang der päpstlichen Note bekräftigt habe und sie einer wohlwollenden, ernstlichen Prüfung unterziehen werde.

Im Unterhause fragte King, ob vom Papste eine Note eingegangen sei, die die Kriegführenden auffordere, die Friedensbedingungen in Erwägung zu ziehen, und ob die Regierungen der Alliierten über die Frage sich besprechen würden, ehe sie die Antwort abschickten. Der Parlamentssekretär Lord Robert Cecil erwiderte, daß die Antwort auf beide Teile „Ja“ laute.

Der liberale Abgeordnete Morrel sagte über die Friedensnote des Papstes: „Selbst wenn diese nicht befriedigend ist, so gewährt sie doch die Grundlage für die Verhandlungen. Die „Times“ veröffentlichte beleidigende, verächtliche Artikel, die die Papstnote verpökelten. Es wird angenommen, daß die „Times“ von der derzeitigen Regierung inspiriert wird und England im Auslande repräsentiert. Ich frage, ob England in dieser Weise auf die Botschaft des Papstes antworten soll. Ich halte diese Art für schändlich.“

Von einer Antwort hierauf meldet Reuter noch nichts.

Der Balkankrieg.

Weitere Mobilisation auf Griechenland.

Wie Hadass aus Athen meldet, verhängte ein Regierungserlass die Mobilisation der Jahressklassen 1916 und 1917 unter Einschluss der israelitischen und muslimanischen Flüchtlinge aus dem nicht befreiten Griechenland, die in Alt- und Neu-Griechenland ansässig sind und der Mohammedaner in Neu-Griechenland der Klasse 1915.

Allerlei Kriegsnachrichten.

Eine Friedensaktion der Katholiken.

Im Kreise der holländischen katholischen Geistlichkeit verläutet, daß die katholische Geistlichkeit der neutralen Länder eine Bewegung vorbereitet, damit die Katholiken aller kriegführenden Länder die Verwirklichung des päpstlichen Vorschlages mit allen Kräften fördern und unterstützen. Man hofft, daß dieses Unternehmen gelingen wird, um eine allgemeine gemeinsame Äußerung der Katholiken herbeizuführen, die, wie man annimmt, unter dem Eindruck der päpstlichen Note nicht anders als vollkommen pazifistisch sein könne.

Stuttarten

werden ab 1. Oktober auch in der Schweiz eingeführt. Ferner sah die Bundesrat einen Beschluß mit Rücksicht auf den Verbrauch von Kohlen und elektrischer Kraft.

Die Beschlüsse der internationalen Seemannskonferenz gegen die Deutschen.

Die gegenwärtig in London tagende internationale Seemannskonferenz hat einstimmig folgende Resolution beschlossen: Die internationale Konferenz der Seeleute aller Nationen, die mit Handelschiffen fahren, sowohl der alliierten wie der neutralen Nationen, sprechen hiermit ihren Abscheu und ihre Enttäuschung gegen die brutalen Verbrechen aus, die ständig von den Führern und den Besatzungen der U-Boote der Zentralmächte begangen werden, und welche schwere Leiden nicht nur für uns selbst, sondern noch mehr für unsere Frauen und Kinder herbeiführen. Wir betrachten es als unsere Pflicht, jegliche Handlung zu dulden, die geeignet sein könnte, die zurzeit von den Führern und den Besatzungen der U-Boote angewandten Methoden unmöglich zu machen.

Ein französischer Delegierter beantragte, die Konferenz solle erklären, daß die Deutschen und Oesterreicher für die unmenschliche Führung des U-Boot-Krieges Verantwortung leisten müßten. Bis diese gezahlt sei, sollten die an der Konferenz beteiligten Seeleute erklären, daß die deutschen und österreichischen Seeleute für diese Barbareien ebenso verantwortlich seien wie die Regierungen und sich das Recht vorbehalten, bei der Beendigung des Krieges so zu verfahren, wie es ihnen am passendsten erschiene, um die in der Resolution enthaltenen Gesichtspunkte zur Durchführung zu bringen. Die skandinavischen Delegierten stimmten auch diesem Vorschlag zu.

Schlieflich wurde unter lebhaftem Beifall noch folgende Resolution angenommen. „Falls die jetzigen Methoden des Unterseeboot-Krieges durch Deutschland und Oesterreich nicht sofort aufgegeben werden, werden alle Seeleute sich in der Zukunft weigern, mit einem Schiffe zu fahren, das Seeleute von Zentralmächten an Bord hat.“

Es ist ein sehr starkes Stück, das sich hier die unter Ausschluß der Seeleute der Mittelmächte tagende internationale Seemannskonferenz geleistet hat. Anstatt die Frage zu erwägen, wie man zum Frieden komme, proklamieren diese Leute, die gegen den Aus Hungersplan der Entente gegen die deutschen Frauen, Kinder und Greise natürlich nichts einzuwenden haben, den Krieg nach dem Kriege.

Aus Lübeck und den Nachbargebieten.

Mittwoch, 22. August.

Weitere zwei Millionen für außerordentliche Ausgaben ans Anlag des Krieges. Der Bürgerschaftsbeschuß befürwortete in seiner heutigen Sitzung gutachtlich einen Senatsantrag, der verlangt, daß dem Senat zur Bestreitung von außerordentlichen aus dem Kriegsverhältnis erwachsenden Ausgaben sowie zu sonstigen Aufwendungen, die während des Krieges im staatlichen Interesse geboten erscheinen, ein weiterer Betrag von 2 000 000 Mk. mit der Maßgabe zur Verfügung gestellt werde, daß zur Verwendung einzelner Beträge aus der bewilligten Summe vorher die Zustimmung des Bürgerschaftsausschusses einzuholen ist, und daß diese Summe — unter endgültiger Anweisung auf eine später mit verstärkter Tilgung aufzunehmende Kreditsanleihe — einstweilen durch Ausgabe von Schatzanweisungen des Staates durch die Finanzbehörde eingeworben werde.

Der Bürgerschaftsbeschuß erklärte sich in seiner heutigen Sitzung gutachtlich für die Mitgenehmigung folgender Senatsanträge durch die Bürgerschaft: Berechtigung von 600 000 Mk. für außerordentliche Ausgaben des Postbeamten aus Anlaß des Krieges im Rechnungsjahre 1917. Umbau und Instandhaltung der Gebäude auf der ehemaligen Mütterischen Stelle in Dummerdorf (Kosten 6750 Mark). Mitgenehmigt wurden die Senatsanträge betr. Bewilligung von 58 500 Mk. an das Rote Kreuz für Ausgaben an Arzt-, Medizin- und Krankenhauskosten sowie an Krankenpflegerbeiträge; Bewilligung von 193 500 Mk. an das Rote Kreuz für ergänzende Familienunterstützung; Bewilligung weiterer Mittel an den Ausschuß für Kriegshilfe.

Ein Rauchverbot auf der Straße in Sicht? Unter dieser Spitzmarke wird dem „Hamb. Fremdenbl.“ aus Berlin geschrieben: Die große Gemeinde der Raucher soll wieder einmal für die verkehrte Einfuhrpolitik einer Regierungskategorie büßen: ein allgemeines Verbot des Tabakrauchens auf öffentlichen Plätzen und Straßen steht zur Erwägung und wird bereits in diesen Tagen im Reichsamt des Innern höchst ernsthaft behandelt werden. Als Grund werden die sich immer mehr verringenden Tabakvorräte angegeben. Dann heißt es weiter: „Der Gedanke klingt zunächst höchst phantastisch. Man muß sich aber erinnern, daß bis zum Jahre 1848 das Tabakrauchen in der Öffentlichkeit vielfach verboten war und erst das Revolutionsjahr neben einigen anderen Freiheiten dem Untertan auch die allgemeine Rauchfreiheit brachte. Freilich würde hier ein sehr starker Eingriff in die persönliche Freiheit geschehen, aber an solche Eingriffe haben wir uns in der Kriegszeit ja schon in erheblichem Maße gewöhnen müssen. Daß das Verbot eine einschneidende Wirkung ausüben würde, steht außer allem Zweifel und wird auch von einer führenden Tabakzeitung, der „Bereinigten Tabakzeitung“, nicht bestritten, die die geplante Maßnahme höchst objektiv würdigt. Der Tabakgenuss ist sicherlich eine Frage der Gelegenheit. Die Zigarren, die man auf der Straße nicht hat rauchen können, raucht man zu Hause in den meisten Fällen nicht nach. Eine Erparnis würde also zweifellos erzielt. Außerdem schließt sich weiß der leidenschaftliche Raucher auch, daß der Genuss des Rauchens auf der Straße beträchtlich beeinträchtigt ist. Alle diese Erwägungen werden freilich den Nummer der Raucher nicht mindern, wenn das Reichsamt des Innern wirklich nicht ohne das öffentliche Rauchverbot auskommen zu können glauben sollte.“

Meldepflicht für gewerbliche Verbraucher von Kohle, Koks und Briketts. Durch eine Nachtragsbekanntmachung des Reichskommissars für die Kohlenverteilung vom 8. August 1917 wird angeordnet, daß die in der Bekanntmachung des Reichskommissars, betreffend Meldepflicht für gewerbliche Verbraucher von Kohle, Koks und Briketts vom 17. Juni 1917 vorgeschriebenen Meldungen in der Zeit vom 1. bis 5. September 1917 erneut zu erstatten sind. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß zu der erneuten Meldung nicht mehr die für die erste Meldung ausgegebenen Meldeformen, sondern neue, in einzelnen Punkten abgeänderte Vorbrude zu benutzen sind. Die Vorbrude sind bei der zuständigen Ortskohlenstelle, beim Fehlen einer solchen bei der zuständigen Kriegswirtschaftsstelle (für in Hamburg, Altona und Wandsbek ansässige Meldepflichtige bei der Kriegswirtschaftsstelle Altona, Geibelstraße 1 Zimmer 127) gegen eine Gebühr von 15 Pfg. erhältlich. Besonders wird darauf hingewiesen, daß nur solche gewerbliche Verbraucher meldepflichtig sind, die einen monatlichen Verbrauch von 10 Tonnen a 1000 Kd. (= 1 Wagon) und darüber haben. Anfragen und Anträge sind zu richten an die zuständige Ortskohlenstelle bzw. Kriegswirtschaftsstelle, beim Fehlen derselben an die Kriegswirtschaftsstelle Altona.

Bergeliches Eintuchen. Im Schweiß ihres Angehts erobert die Hausfrau heute Obst und Gemüse, um sie durch das beliebte Eintuchen für kommende Zeiten aufzusparen. Alle Regeln der Kunst, die größte Sorgfalt werden angewandt, mit Stolz Glas an Glas gereicht. Einige Monate darauf, statt des erhofften Genusses die bittere Enttäuschung: die Nahrungsmittel sind verderben, viel Geld ist umsonst geopfert, viel Kohle nutzlos in Rauch verwandelt. Schuld an alledem ist der Gummiring, der als Dichtungsvorrichtung benutzt wurde. Einst im Frieden war er gut, rot leuchtend tat er seinen Dienst, im Kriege aber mühen solche Ringe, da die Gummiorate für kriegswichtige Zwecke gebraucht werden, aus der schlechtesten Sorte Gummi hergestellt werden. Was schon einmal als Gummirohmaterial vor Verderben bewahrt, das leuchtende Rot hat sich in das Schwarz der Trauer verwandelt. Meist ist diese Sorte auch anrüchlich, das Erhitzen in Wasserdampf verträgt dieser Ring nicht, er hält nicht dicht und gestattet so den verheerenden Keimen den Zutritt, die meist unbemerkt über so spät entdeckt ihr Vernichtungswerk vollenden. Nun sind aber, man möchte sagen glücklicherweise infolge Rohstoffmangels auch diese schlechten Ringe nicht mehr in den verlangten Mengen herstellbar. Gute Ringe gibt es schon lange nicht mehr. Das Eintuchen wird in der jetzigen Zeit dadurch zum Selbstbetrug, denn ein brauchbarer Ersatz für den Gummiring ist bislang nicht gefunden worden. Wer also schon mit Hilfe von Erfahrungen eingestrichelt hat, muß keine Gläser ständig auf die Dichtigkeit ihres Verschlusses prüfen und diejenigen ausschalten, die sich gelockert haben. Die einschichtige Hausfrau aber wird statt des Eintuchens andere Erhaltungsverfahren, die noch dazu den Vorzug haben, nicht besondere Feuerung zu verbrauchen, benutzen, so das Trocknen, Dörren, Einjalsen oder Einfrieren. Wer's nicht kann, muß es lernen. So und nur so bleiben kostbare Nahrungsmittel erhalten und obendrein werden Gummi und Kreisläufe wichtigeren Zwecken dienlich gemacht. Vorschriften und Ratsschläge für die bezeichneten Verfahren zur Erhaltung von Gemüse, Früchten usw. ohne Gummiring sind zwar schon reichlich bekannt, werden aber trotzdem in den nächsten Tagen erneut und den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßt, von verschiedenen erfahrenen Hausfrauen in Fach- und Tageszeitungen veröffentlicht werden.

Ein heftiges Gewitter, begleitet von starken Regengüssen, entlud sich gestern abend zwischen 9 und 10 Uhr über unlerer Gegend. Von Blizschlägen ist uns bisher nichts gemeldet worden; Feuerlöcher waren nicht zu sehen.

Obst und Marmelade. Der Leiter der Reichsstelle für Gemüse und Obst, Herr v. Tilly, hatte in Berlin die Vertreter der Presse zu einer Besprechung eingeladen. Er erklärte, trotz der Schwierigkeit der Obst- und Marmeladenherstellung wolle er zu Zwangsmaßnahmen nicht eher schreiten, als bis alle anderen Mittel versagen. Er werde also erst in drei bis vier Wochen zur Ergriffung der äußersten Maßnahmen schreiten. Die Lieferungsverträge, die sich nach der Meinung des Herrn v. Tilly, bei der Gemüseverförmung sehr gut bewährten, hatten bei dem Obst wenig Erfolg. Schuld daran tragen zum größten Teil die großen industriellen Werke, die alles aufkaufen, was irgend zu ergreifen ist. Obstalleen, die im Frieden etwa 2000 bis 3000 Mark brachten, wurden von den Werken mit 30 000 bis 40 000 Mark bezahlt. Drei königliche Domänen erhielten Summen für ihre Obstalleen, die höher sind als die Pacht für die ganze, 1000 Morgen umfassende Domäne. Die zweite Gefahr bilden die Hamsterfahrten.

Um die Durchführung der getroffenen Maßnahmen sicherzustellen, ist vorgeschrieben, da dem Gebiete des Deutschen Reiches Äpfel, Birnen, Pflaumen und Zwetschen nur mit Genehmigung der zuständigen Landes-, Provinzial- oder Bezirksstellen abgesetzt werden dürfen. Die Genehmigung hat, soweit es sich um Beförderung mit Eisenbahn, Kahn, Karren oder Tiere handelt, in schriftlicher Form durch Ausstellung eines Beförderungsscheines zu erfolgen. Das Nähere hierüber bestimmen die Landesstellen, die auch das Recht zur Ausstellung des Beförderungsscheines an andere Stellen übertragen dürfen. Nur der Absatz auf öffentlichen Märkten bedarf keiner Genehmigung. Ebenso ist es gestattet, unmittelbar an Verbraucher bis zu einem Kilogramm Ware abzusetzen.

Im kommenden Herbst und Winter sollen auf den Kopf der Bevölkerung pro Tag 30 Gramm Marmelade kommen, es würden demnach 8 100 000 Zentner Brotanstrich gebraucht. Hierfür seien 2 400 000 Zentner Kunsthonig, 400 000 Zentner Rübenzucker und 5 800 000 Zentner Obstanzucht. Von der Gesamtsumme erhält das Heer und die Marine 2 700 000 Zentner, vielleicht eine Million weniger, wenn die Heeresverwaltung das Obst aus den belebten Gebieten erhalt.

Sind Feuerungsanlagen bei Berechnung der Krankenversicherungsbeiträge zu berücksichtigen? Diese Frage haben das Versicherungsamt Hildesheim und das Oberpräsidentenamt Schleswig kürzlich bejaht. Die Vereinigte Hildesheim-Gesellschaft und der Sondersburger Dampfmaschinenbauverein in Hildesheim gewährt den in ihrem Betriebe beschäftigten Angestellten seit längerer Zeit

Feuerungsanlagen. Sie erachtet dieselben nicht als Lohnföhl und zieht sie bei der Berechnung der Krankenversicherungsbeiträge nicht in Betracht. Die Versicherungsbehörden haben aber ausgesprochen, daß die Feuerungsanlagen zum Entgelt im Sinne des § 160 der Reichsversicherungsordnung gehören und daher bei der Berechnung der Krankenbeiträge zu berücksichtigen sind.

Ageburg. Todessturz. Der 45 Jahre alte Arbeiter Joachim Dillrogge von hier stürzte beim Decken eines Strohdaches in Rittlich ab und erlitt so schwere Verletzungen, daß er nach wenigen Stunden starb.

Blanteneje. Gemeinlicher Selbstmord einer ganzen Familie. Eine Familientragödie, durch die vier Menschen freiwillig den Tod fanden, hat sich am Sonntag bei Blanteneje auf der Elbe abgespielt. Eine aus Vater, Mutter, erwachsenem Sohn und verlobter Tochter bestehende Familie, die aus dem Harz gekommen war und in einem Hamburger Hotel Wohnung genommen hatte, trat am Sonntag nachmittag in Blanteneje ein, wo sie in Krögers Hotel das Mittagessen einnahm. Dann begab sie sich an den Strand zur Badhausischen Bootsvermieterei, wo sie ein Boot belegte und auf die Elbe hinausfuhr. Von dieser Fahrt ist die Familie nicht wieder zurückgekehrt. Das Fahrzeug wurde am Abend von den Leuten eines Baggers herrenlos auf dem Strom treibend angetroffen und in Sicherheit gebracht. Nichts Gutes ahnend, suchten die Blantenejer am Montag den Strom ab, wobei sie die ganze Familie, mit Stricken an den Händen zusammengebunden, als Leichen geborgen haben. Was die Familie in den Tod getrieben hat, hat sich noch nicht feststellen lassen.

Glücksburg. Im Springbrunnen ertrunken. Das drei Jahre alte Söhnchen des Elektrotechnikers Köhler aus Eisenberg in S.-Altenburg geriet beim Spielen in einem unbewachten Augenblick in das Springbrunnenbassin, das sich dort inmitten des Gartens befindet, und ertrank. Der Unfall wurde, da sich niemand in unmittelbarer Nähe befand, zunächst nicht bemerkt. Erst als die Eltern nach kurzer Zeit ihr Kind vermißten, fand man den kleinen Knaben zum größten Schmerz der zu Tode erschrockenen Eltern als Leiche im dem Wasserbehälter vor. Der Unglücksfall erweckt hier allgemeine Teilnahme, unjüngere, als die Mutter mit ihrem Knaben aus Thüringen hergereist war, um ihren Mann zu besuchen, der als Flugzeugmatrose bei der Seeflugstation in Mürwit Dienst tut.

Subwigslust. Ein Unglücksfall mit tödlichem Ausgang ereignete sich am Sonnabend nachmittag auf dem Kirchensplatz. Der mit dem Beschneiden der Lindenbäume beschäftigte Arbeiter Schumacher stürzte plötzlich von der Leiter. Auf das Geschrei des Verunglückten eilten einige Frauen zur Unfallstelle. Der Arzt konnte nur den Tod feststellen.

Gadebusch. Ertrunken. Die zweijährige Tochter des Diebmännchens Geyeraars, die hier mit ihrer Mutter auf Besuch weilte, ging mit einem größeren Mädchen an ein vor dem Mühlentore liegendes Wasserloch und ertrank darin.

Buztehube. Der Tod der Eisenbahnerin. Sonntag abend wurde auf dem hiesigen Bahnkörper die Schaffnerin Gmini Glöven aus Harburg, als sie bei der Rangierung eines Güterzuges mit der Zusammenstellung der Wagen beschäftigt war, vom Zuge überfahren und auf der Stelle getötet.

Bremen. Weitere Verschiebung der Bürger-schaftswahlen. Der Senat läßt der Bürgerchaft einen Gegenentwurf zugehen, demzufolge der Termin für die Neuwahlen zur Bürgerchaft in Anbetracht des Kriegszustandes noch um ein Jahr hinausgeschoben wird.

Gewerkschaftsbewegung.

Schön herbeizuständige Tabakarbeiter. Der Krieg brachte der deutschen Tabakindustrie in den ersten Monaten einen schweren und plötzlichen Niedergang. Die Arbeitslosigkeit war groß. Als dann aber der Bedarf sich immer mehr steigerte, konnten nicht Waren genug hergestellt werden. Es wurden viele Tausend neuer Arbeitskräfte in die Industrie hineingezogen; neue Betriebe wurden eröffnet, alte erweitert. Trotz der Einziehung der jüngeren männlichen Tabakarbeiter zum Heeresdienst war die Zahl der in der Tabakindustrie Beschäftigten im Jahr 1916 um einige Zehntausend höher als 1914. Dann kam der Tabakmangel, verursacht durch die ungenügende Zufuhr aus dem Ausland; obendrein erließ die deutsche Regierung ein Einfuhrverbot. Die notwendige Folge davon war die Rationierung des Rohstoffverbrauchs, jedoch z. B. in der Zigarettenindustrie zurzeit nur 40 n. H. der Menge verarbeitet werden darf, die einem Durchschnittsverbraucher der ersten 7 Monate des Jahres 1915 entspricht. Unter solchen Umständen waren natürlich zahlreiche Arbeitskräfte wieder überflüssig. Den Fabrikanten lag sehr oft daran, die Zahl der Arbeiter in ihren Betrieben zu erhalten, einmal, um sie bei einer Aufhebung der Rationierung sofort zur Hand zu haben, dann aber auch, weil bei einem Ueberfluß an Arbeitskräften die Unternehmerposition gegenüber der Arbeiterschaft gefährdet wird. Obwohl nun das Reichsamt des Innern, die Kriegs-

zentrale für Lieferungen von Tabakfabrikanten, wie auch die organisierte Tabakarbeiterchaft sich auf den Gesamtmarkt stellten, daß die alten, berufsständigen Tabakarbeiter nach Möglichkeit zu schützen sind und ihr Hinausdrängen aus der Industrie aus mancherlei Gründen verhindert werden müsse, daß ferner Rücksicht auf die aus dem Kriege heimkehrenden genommen werden müsse, fehlten es nicht wenige Fabrikanten für überflüssig, gerade die alten, berufsständigen Tabakarbeiter zu entlassen und die neuangelegenten zu behalten, alte Betriebe zu schließen, neuerrichtete Filialbetriebe in anderen Gegenden abzuverarbeiten zu lassen. Vielfach aber wurden überhaupt trotz der Produktions-einschränkung Entlassungen nicht vorgenommen, sondern es wurde entweder die Arbeitszeit herabgesetzt, oder man beschränkte die Stückzahl, jedoch in beiden Fällen der Verdienst erheblich beschränkt wurde. Das stellvertretende Generalkonmando in Karlsruhe stützte dieses Vorgehen der Fabrikanten sogar durch eine Verordnung, die das Aussehen von eitrigen Tagen in der Woche direkt vorschrieb. Schon mit Rücksicht auf die so nötige rationelle Verwertung der Arbeitskräfte dürfte dieses Vorgehen vieler Fabrikanten nicht gutgehen werden. Im Sinne des Schutzes der berufsständigen Tabakarbeiter sind dann am das Reichsamt des Innern entsprechende Eingaben von der genannten Zentrale für Kriegslieferungen und der organisierten Tabakarbeiterchaft, die auf einer am 6. Juli in Berlin tagenden Konferenz die Sache erneut besprochen, gerichtet worden. Der Erfolg ist nun, daß das Reichsamt des Innern sich auf dem Standpunkt der organisierten Tabakarbeiterchaft stellt und an die Deutsche Tabakhandels-gesellschaft von 1916 m. H. in Bremen, der die Verteilung der Rohstoffvorräte gemäß den Bestimmungen übertragen ist, eine Verfügung folgenden Inhalts gerichtet hat: 1. Soweit eine Einschränkung der Arbeit erforderlich wird, hat unter möglicher Beibehaltung der bisherigen Arbeitszeit, und des Arbeitspensums in erster Linie die Entlassung der vor dem 1. August 1914 im Tabakgewerbe nicht beschäftigt gewesenem Arbeiter nachzufinden. Dies gilt nicht für Lehrlinge, mit denen ein schriftlicher Lehrvertrag vor dem 1. Juli 1917 abgeschlossen worden ist. 2. Neueinstellungen von Tabakarbeitern dürfen nur mit Genehmigung der deutschen Zentrale für Kriegslieferungen von Tabakfabrikanten erfolgen. Die Ueberwachung der Vorschriften ist der Zentrale für Kriegslieferungen von Tabakfabrikanten, Stg Minden, übertragen worden. Für die organisierten Tabakarbeiter wird es nun Aufgabe sein, bei der zweckmäßigen Durchführung der Verfügung mitzuwirken.

Neueste Nachrichten.

Berlin, 21. August. (Amtlich.) Neue A-Boot-Erfolge im Armetel-Kanal, im Atlantischen Ozean und in der Nordsee. 5 Dampfer, 3 Segler und 1 Fischdampfer, darunter die französische Bark „Emilio Galline“ (1944 Tonnen) mit Salpeter für Frankreich, 1 englischer tief beladener Dampfer, der durch drei Bewacher geschützt war, 1 mittelgroßer voll beladener unbekannter Dampfer, sowie der englische Fischdampfer „Ratcliffe“.

Karlsruhe, 21. August. Der Militärkritiker der „Times“, Oberst Kington, schreibt zur Schlacht in Flandern, Marschall Haig habe die englische Entscheidungsschlacht auf die Dauer von drei Monaten berechnet und festgesetzt. Eine Steigerung der jetzigen Angriffsmaßen in Flandern sei unmöglich.

Petersburg, 17. August. Der Korrespondent des Ukrainischen Bureaus erfährt, daß der Termin der Einberufung der konstituierenden Versammlung auf den 3. Dezember verzögert worden ist.

Verantwortlich für die Rubrik „Aus Südbel und den Nachbargebieten“ und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Südbel.

Zur Beseitigung der Ledernot fordere jeden den Sohlenfuß „halte durch“ bei seinem Schuhmacher, weil 1) weiterer Verschleiß und dadurch unnötiges Geldausgeben dafür aufhalten; 2) Dichtigkeit gegen Nässe garantiert werden kann und 3) fachgemäß angefertigt, das Gehen wie auf Ledersohlen.

Die städtische Obst- und Gemüsestelle wünscht Obst jeder Art zu kaufen und sieht Angebote möglichst umgehend entgegen. Fernruf 8712.

D. T. V. Vorstandsstizung am Donnerstag, 23. Aug. abends 8 Uhr im Bureau. Der Vorstand.

Ein Laufjunge außer der Schulzeit gesucht. Sandstraße 9.

Neuer schw. Stangenreißer billig zu verkaufen. 12567. Zanger Köhberg 1, 1.

Salz- & Pfeffermühle mit Reibe Preis 10 Mk. 12568. Zanger Köhberg 1, 1.

la. Weißkohl feste Köpfe, Pfd. 18 Pfg. Zentner Mk. 16.50. Fritz Kruse, Schüsselbuden 32.

Glasweiben aller Art off. C. Zangnis, Glasfabrik, Reichshauerstr. 35, Fernr. 296. **Sozialistische Dokumente des Weltkrieges.** Eine Darstellung der Haltung der organisierten Arbeiter aller Länder zum Weltkriege mit kurzen geschichtlichen und weltpolitischen Einleitungen. 1. Heft: Politik und Krieg - Grundzüge der englischen Politik. Von M. Beer. Preis 10 Pfg. Buchh. Friedr. Meyer & Co.



Altleder-Woche

20. bis 25. Aug. 1917. Für Zwecke der Reichsbedarfsstelle brauchen wir noch immer dringend alle in den Haushaltungen aufbewahrten **Altledersachen** und gebrauchtes Schuhwerk (auch abgetragene Gummischuhe). Kleine Mengen werden entgegengenommen oder abgeholt. Wir vergüten für 1 Pfd. Altleder 15 Gulligine; für 1 Pfd. Schuhwerk 5 Gulligine. Sondern, die 10 Pfund und mehr abliefern, erhalten in der Altleder-Woche ein gutes Gefährtenbuch zum Andenken. (2298) **Kriegs-Brodensammlung Südbel** Sammelstelle Salzpeiser. 9 bis 1 Uhr; 3 bis 5 Uhr werktäglich. Fernruf 8718.

Feldpostbriefe 5 Briefbogen u. 5 Kuverts 15 Pfg. **Feldpostkarten** 10 Stück 10 Pfennig hält vorrätig. Buchdruckerei Friedr. Meyer & Co., Johannistr. 46.

Keines Werke 3 Bände 5.— Mk. Buchhandl. Fr. Meyer & Co. Johannistr. 46.

Hansa-Theater. Heute abend 8 Uhr: Die Logenbrüder. Schwank in 3 Akten von C. Lanis und Curt Kraatz.

Stadthallen-Sommertheater Mittwoch, den 22. Aug. 1917: Abschiedsvorstellung von Eva Gron, Gastspiel von Arno Hoß: **Jettchen Gebert.** Donnerstag, 23. Aug. 1917: **3 arme Teufel.** Freitag, den 24. August 1917: Gastspiel von Arno Hoß vom Hoftheater Schwerin: **Flachsmann als Erzieher** Komödie von Otto Ernst. Anfang der Vorstellungen 8 Uhr.

Die künftige Finanzwirtschaft.

Der Leiter der „Vossischen Zeitung“, Georg Bernhardt, hatte eine Unterredung mit dem bayerischen Finanzminister Brauning über die Gestaltung unserer Finanzwirtschaft nach dem Kriege. Georg Bernhardt gibt über diese Unterredung seinem Blatte einen Bericht, dem wir folgendes entnehmen:

Der bayerische Finanzminister geht wie die meisten Sachverständigen von der Schätzung aus, daß der Reichshaushalt nach dem Kriege eine Erhöhung um mindestens achttausend Millionen Mark jährlich aufweisen wird. Es würde dann also im Reich statt eines Ausgabebudgets von bisher etwa vier mit einem solchen von etwa zwölf Milliarden zu rechnen sein, wobei gewisse normale Mehraufwendungen, die nach dem Kriege sicher an das Reich herantreten werden, noch nicht einmal berücksichtigt sind. Es stehen, so führte der Minister aus, dem Reich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse eine ganze Menge von Steuerquellen zur Verfügung, die entweder überhaupt noch nicht erschlossen, oder doch erst in geringem Maße angefaßt sind. In erster Linie denke ich da an eine erhebliche Erweiterung der Staatswirtschaft im Reich. Den nächsten Anlaß dazu bietet die Uebergangswirtschaft. Man ist sich ja schon heute allgemein darüber einig, daß gewisse recht erhebliche Gebiete der Ein- und Ausfuhr für die Uebergangszeit in staatliche Bewirtschaftung genommen werden müssen. Als nächste Folge davon kommen natürlich die Zölle in Fortfall. Aber der dadurch für das Reich entstehende Ausfall wird durch die staatliche Bewirtschaftung mehr als wett gemacht. Wenn man einmal die Zeit für gekommen halten sollte, die für die Uebergangswirtschaft geschaffenen Organisationen aufzulösen, die die Grundlage eines Teiles der neuen Staatseinnahmen bilden, allgemein, so würde man vor die Frage der Wiedereinführung der Zölle gestellt sein. Heute hält man die Zölle für eine ziemlich hohe und in ihrer Wirkung nicht genau errechenbare Finanzmaßnahme. Je nachdem, wie man zu einem späteren Zeitpunkt über die Zölle und ihre Wirkungen denken wird, wird man sich vermuthlich auch dann für die Beibehaltung der Staatswirtschaft oder für ihre Aufhebung und die Wiedereinführung der Zölle entscheiden. Man hat ja vielfach die technische Möglichkeit der Staatsbetriebe bestritten, oder mindestens als in ihrer Rentabilität ungünstig gegenüber den Privatbetrieben hingestellt. Aus der Verwirklichung unserer bayerischen Staatsbetriebe heraus habe ich die Erfahrung gemacht, daß der Staat vielfach sogar sparsamer und rentabler arbeitet als die großen Privatbetriebe. Auch die vielfach übertriebenen Beamtenschwierigkeiten sind zu überwinden.

Eine Befürchtung, die man immer wieder bei der Erörterung solcher Zukunftspläne zu hören bekommt, ist die, daß auf diese Weise die Staatsbürger sich allmählich alle in Staatsangestellte verwandeln würden. Ich glaube, man übersteht allzu sehr, daß es sich bei der zukünftigen Staatsbewirtschaftung doch wesentlich um wenige wichtige Roh- und Grundstoffe handelt. Sowohl Import wie Export, sowie auch die Herstellung der wichtigsten Fertigfabrikate bleiben ja vollkommen — genau wie bisher — der Initiative des privaten Unternehmertums freigegeben.

„Selbstverständlich“, so fuhr Staatsminister Brauning fort, „genügen die Erträge der Uebergangswirtschaft und anderer staatlicher Organisationen nicht allein, um die Summe von acht Milliarden Mark aufzubringen. Aber wir haben für das Reich das große Gebiete der Verbrauchssteuern noch vollkommen unausgeschöpft. Indirekte Steuern sind heute durchaus nicht mehr so hohe Steuern wie vor mehreren Jahrzehnten. Bei den Aufwandssteuern der verschiedensten Art, aus denen sich ganz erhebliche Summen erzielen lassen, ist z. B. durchaus wie bei direkten Steuern die Möglichkeit gegeben, das Existenzminimum freizulassen. Derartige indirekte Steuern stellen — so angelegt — sogar eine sehr wertvolle Ergänzung der direkten Steuern dar. Denn der Staat hat gar keine Sicherheit dafür, daß Personen, die einen solchen Aufwand treiben, wirklich in der Lage, oder — wenn das schon der Fall ist — gewillt sind, ihre Steuern so zu deklarieren, daß sie bei der direkten Steuer ähnliche Beträge abliefern, wie bei der indirekten Steuer. Im übrigen braucht man sich selbstverständlich nicht etwa auf die Luxussteuer zu beschränken. Man muß nur immer im Auge behalten, daß bei den Aufwandssteuern die Steuerfreiheit des Existenzminimums gewahrt bleibt. Für die Bundesstaaten bleiben wirklich nur in der Hauptsache die direkten Steuern übrig. Die finanzielle Lage der Bundesstaaten wird nach dem Kriege durchaus nicht minder schwierig als die des Reiches sein. Es werden auch an die Bundesstaaten

neue große Aufgaben herantreten. Es unterliegt z. B. für mich gar keinem Zweifel, daß die Einzelstaaten ebenso wie das Reich nicht um eine erhebliche Erhöhung der Beamtengehälter herumkommen werden, da die Kosten der Lebensbedürfnisse so schnell nicht wieder auf den alten Stand zurückzuführen dürften. Ich habe in Gesprächen mit unseren bayerischen Kaufleuten und Industriellen vielfach festgestellt, daß in diesen Kreisen eine selbst sehr erhebliche einmalige Abgabe vom Vermögen bevorzugt werden würde, wenn die betreffenden Besitzlichkeiten dann die Gewissheit hätten, die volle Bewegungsfreiheit für die übriggebliebenen Vermögen zu erhalten. Aber die Entscheidung über Nutzen oder Schaden einer solchen Vermögensabgabe ist nicht so einfach zu treffen. Jedenfalls, wie man sich auch entscheidet, so muß man annehmen, daß anstatt der etwa 20 bis 30 v. H., die heute mit allen Zuschlägen an Staaten und Kommunalverbände von großem Vermögen direkt gesteuert werden, in Zukunft die entsprechenden Sätze sich auf 30 bis 40 v. H. erhöhen werden. Es erscheint mir da doch sehr fraglich, ob noch sehr viel Raum für die Zuschläge des Reiches übrig bleibt. Denn schließlich in einer gewissen Höhe muß man doch einmal mit der direkten Besteuerung aufhören.

Im Laufe unserer Unterredung wurden dann noch andere wichtige Probleme der Finanzreform eingehend erörtert. Auf meine Frage, betonte Minister von Brauning ausdrücklich, daß er einen Ausbau der Erbschaftsteuer zugunsten des Reiches für möglich halte. Selbst wenn wir keinerlei Entschädigung von außen erhalten sollten, so ist das Reich durch aus in der Lage, in vollem Umfange und ohne Schädigung unseres wirtschaftlichen Lebens seinen Zukunftsmehrbedarf aus eigenen Quellen zu decken, obwohl dieser mit acht Milliarden jährlich eher zu niedrig als zu hoch bemessen ist.

Soviel ist sicher, daß das deutsche Volk nach dem Kriege Steuern zu zahlen haben wird, daß ihm die Augen übergehen. Mit den bisher angewandten Mitteln zur Deckung der Reichs- und Staatsausgaben wird man nicht auskommen können. Es wird weiter nichts anderes übrig bleiben, als daß Reich und Staat wichtige Gebiete des Wirtschaftslebens in die Hand nehmen und versuchen, dabei durch eine zweckmäßige Organisation der Produktion und der Warenverteilung große Einnahmen zu erzielen, ohne daß eine zu starke Belastung der Volksmassen herbeigeführt wird. Dagegen, daß man Gegenstände des Massenverbrauchs mit hohen, indirekten Steuern belegt, wird sich die Sozialdemokratie um so mehr wehren müssen, als die Teuerung, unter der wir jetzt leiden, nach dem Kriege noch lange Zeit andauern dürfte.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Der neue Kanzler in konservativer Beleuchtung.

Reichs- und Landtagsabgeordneter Dr. Graf von Schöner-Römhild hat sich am Sonnabend in einer konservativen Versammlung in Anklam auch über den Kanzlerwechsel eingehend geäußert. Von dem zurückgetretenen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg sagte er, dieser habe, um in einem Ausspruch Bismarcks zu reden, den gefährlichsten Fehler eines Ministers, die „Konservativen“ gehäht. Das sei sein Verhängnis gewesen. Ueber den neuen Kanzler sagte der Redner: „Der neue Kanzler ist aus ganz anderm Holz geschnitten. Er ist durch und durch eine Kampfnatur. Das habe ich in den Kriegsjahren nicht nur als sein Mitarbeiter in der Reichsgetreidestelle, sondern auch zuweilen in Meinungsverschiedenheiten mit ihm in seiner Stellung als Preussischer Staatskommissar für Ernährungswesen erfahren, ihn aber gerade dabei schätzen gelernt. Er ist kein bestechender Redner. Er wird sich auch niemals wie Bethmann, um einen Augenblickserfolg zu erzielen oder seine Gegner zu beschwichtigen, belastende Versprechungen abtrotzen lassen. Aber jeder, der ihn hört, hat das Gefühl: der Mann weiß, was er will, er hat sein ganz bestimmtes festes Ziel, von dem er sich nicht so leicht wird abdrängen lassen, auch wenn er darum schwerer kämpfen muß. Das wird ihn nicht hindern, klug, wie jeder Stratege, mit den gegebenen Möglichkeiten, den gegebenen Kräften und gegeb-

nen Widerständen zu rechnen. Das hat er bei seiner Antrittsrede im Reichstage bewiesen. Aber er wird dabei nie sein festes Ziel aus dem Auge verlieren. Und je mehr man dabei erkennen wird, daß er auch wenn er sich Beschränkungen auferlegt, doch der Führer, und nicht der Geführte ist, umso mehr wird er an Vertrauen gewinnen.“

Nach diesen Ausführungen kehrten die Konservativen in dem neuen Kanzler den „starken Mann“ zu sehen, den sie so sehnsüchtig herbeigewünscht haben.

Zum Fraktionsvorsitzenden desentrums wurde an Stelle Spahns Gröber, zum Stellvertreter Trimborn gewählt.

Gegen den Gasfiskus

des Reichskommissars Kübler ist gestern auch in der ersten Sitzung des Reichstages, dem die Vertreter der Stadt, des Oberbürgermeisters Reil, brachte die Gasverordnung des Reichskommissars für Elektrizität und Gas zur Sprache und bat die Regierung, in Berlin energisch dagegen Stellung zu nehmen. Auch der Vertreter der Universität Leipzig, Geheimrat Wach, erklärte in nachdrücklichen Worten, daß die Verordnung unhaltbar und die horrenden Strafanforderungen empörend sei.

Aus der Partei.

Bundesrat Grimm teilt in der „Berliner Tagwacht“ mit, daß er im Einvernehmen mit der sozialistischen Partei die Chefredaktion der „Berliner Tagwacht“ übernommen habe.

Aus Nah und Fern.

Badeunglück im Frischen Haff. Beim Baden im Frischen Haff bei Fischhausen sind die Frau des Maurermeisters Jendler aus Fischhausen mit ihrem zehnjährigen Sohn und drei andere Kinder ertrunken. Das Unglück ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß die Badenden in die für Seedampfer vertiefte Fahrtrinne gerieten.

Mit der Tochter in den Tod gegangen. Den Förster des Haukes Joachim-Friedrich-Strasse 4 in Berlin, Karl Jech, fand man am Montag morgen mit seiner Tochter in der Wohnung ensekt vor. Der Tod war durch Gasvergiftung erfolgt. Vor einigen Wochen war dem Manne die Gattin gestorben, und seitdem war er von Selbstmordgedanken erfüllt. Die Tochter litt an Epilepsie.

Der Schleichhändler als Einbrecher. Ueber 50 Wohnungseinbrüche hat ein 21 Jahre alter Elektrotechniker Moriz Schwab auf dem Korbholz, der in Berlin auf frischer Tat erkappt wurde. Er stieg entweder durch offene Fenster im Erdgeschoß ein oder öffnete mit Nachschlüssel und erbeutete die goldene Wert- und Schmuckstücke. Schwab kam, so erzählt er, wenigstens auf eigenartige Art zu den Einbrüchen. Aus dem Heeresdienst entlassen, arbeitete er in einer Rüstungsfabrik. Weil ihm diese Arbeit nicht paßte, gab er sie auf, ging nach Holland und kaufte Seife auf. Damit machte er einträgliche Geschäfte. Zuletzt kaufte er wieder eine Waggonladung für 17 000 Mark. Diese kam ihm jedoch abhanden, und so stand er wieder mittellos da. Aus Vercor über dieses Mißgeschick legte er sich auf den Einbruch. Seinen Hausgenossen fiel er dadurch auf, daß er stets nachts wegging, früh morgens wiederkam, eine Zeitung schloß und den Rest des Tages in sehr feiner Kleidung ausging. Der Verdacht wurde darauf von der Kriminalpolizei beobachtet und festgenommen, als er wieder einmal einstieg. Er gibt selbst zu, daß er garnicht mehr genau wisse, wieviel Einbrüche er verübt hat.

Die Brandkatastrophe in Saloniki. „Progres de Lyon“ meldet aus Saloniki: Ein Brand brach in dem bulgarischen Viertel aus und nahm wegen des heftigen Windes ungeheure Ausdehnung an. Obwohl alliierte und griechische Truppen unermüdet eingriffen, wurde die St. Demetrios Kirche, ein berühmtes Kunsterk, halb zerstört. Die Behörden trafen Maßnahmen zur Verteilung der notwendigen Lebensmittel an Obdachlose und zum Abtransport eines Teiles der Bevölkerung. „Petit Parisien“ meldet: Die Obdachlosen sollten teilweise in den umliegenden Dörfern von Saloniki untergebracht werden. Der Brand wütete Montag mittag noch weiter, doch glaubt man, ein weiteres Umsichgreifen verhüten zu können.

Treue siegt.

Eine Geschichte von der See.

Von Edmund Hofer.

5. Fortsetzung.

Indessen schien er so leicht nicht fortzukommen zu sollen. Denn er war am Hofe noch nicht vorüber, als in der Haustür plötzlich sich eine Matrone in zierlicher Haube und schwarzem Seidenkleide zeigte und ein „Sieh da, Freund, wie steht's beim Brande?“ zu ihm hinüberrief. Und da er haltmache, um ihr — es war augenscheinlich die Pfarrerin selber — zu antworten, kamen um die Kirchhofecke vor ihm zwei Herren herum und gegen ihr heran.

Die Pfarrerin hatte sie auch erblickt, sie eilte über den Hof mit einer Raschheit ihnen entgegen, die man ihr kaum zugeutraut haben dürfte, denn man sah's ihr an, daß sie nicht mehr jung war. „Endlich, endlich!“ rief sie den Kommenden zu. „Ach, ihr Lieben, in welcher Angst und Sorge laßt ihr uns daheim! Ist's denn noch immer nicht vorüber? Sind die armen Köjes —“

In diesem Augenblick war sie von ihrer Seite, wie die Herren von der anderen ganz in Caspars Nähe gekommen, der die Miße in der Hand, nach beiden Seiten grüßte. Da ihr Auge auf ihn fiel und sie ihn jetzt besser erkannte, brach sie die Frage ab und fügte lebhaft hinzu: „Mein Gott, Caspar, ist's möglich, bist du's?“

Und fast zugleich sagte einer von den Herren, ein bejahrter und grauhaariger, aber noch rüstiger Mann im langen schwarzen Rock und altmodischen Hut, so daß man ihn wohl für den Pfarrer halten mußte: „Ja wahrhaftig, mein Sohn, auch ich traute meinen Augen kaum! Du unterwegs in der strengsten Arbeitszeit! Und kommst zu einer so schweren Stunde und hältst Probe! Ich seh's,“ setzte er mit freundlichem Blick die Erscheinung des Wanderers messen, hinzu: „Noch immer der wackerer Junge und treue Nachbar! Du willst zu deinen Eltern? Das ist brav von dir, ich hör's, es, daß es den alten Leuten nicht zum besten geht.“

„Ja, Herr Magister, das ist's eben, das hört' ich auch,“ versetzte unter Bekanntheit, und es war merkwürdig genug, wie verändert der Mann, der uns zuerst nur als ein gemütsruhiges und jugleich schlafes Kind des Volkes erschien, sich jetzt in der Gegenwart der von ihm erstlich verehrten alten Bekannten zeigte. Sein Aug', seine Miene waren voll — man möchte fast sagen: lebhafter Intelligenz; seine Haltung, seine Sprache sogar verrietten etwas wie eine Bildung, die in ihm niemand gesucht haben würde. „Und so dachte ich, ich dürfte schon einmal zwei Tage für sie übrig haben. Wer weiß, ob ich sie noch einmal wiedersehe! Aber das Märchen hat mich müde gemacht, — es kommt recht

mehr alle Tage; und so hielt ich Rast bei der großen Weide und — da sah ich den Jammer und Lief, daß ich herkam.“

„Ja, es ist ein großes Unglück,“ sprach der Pfarrer leidend. „Und dennoch müssen wir unserem Herrgott danken, daß es nur die eine Seite des Dorfes traf, so finden die Aermsten doch noch bei den eigenen Nachbarn Hilfe und Unterkunft. Du kannst übrigens ruhig sein, Therese,“ wandte er sich an die Frau, „Köjes Haus war das letzte — jetzt ist die Gefahr vorüber.“

Der andere Herr trat jetzt gleichfalls heran, er war auch schon in den Jahren, aber weniger rüstig, als der Pfarrer. Sein Haar war noch dunkel, und der grüne Reitrock und die Stulpenstiefel ließen ihn als einen Landwirt erkennen. Er bot Caspar seine Hand. „Dir schlägt Ehestand und Vaterschaft gut an,“ sagte er mit einem launigen Ton und freundlichem Blick. „So mag ich's leiden! Wie ist's mit dem Kindersehen, Caspar?“

Der Mann lächelte. „Na, es macht sich, gnädiger Herr,“ versetzte er. „Drei sind da und eines unterwegs.“

„Komme ein wenig mit hinein,“ redete die Pfarrerin, „und erzähle uns. Man lehnt sich ordentlich, eine Minute im Frieden zu ruhen und einer Augenblick nicht an das Elend zu denken.“

Am Vergebung, Frau Magister, ich muß fort. Auch durch den Busch ist's noch eine gute Stunde, und morgen abend muß ich wieder retour,“ entgegnete Caspar, und redete nach einem kurzen Stoden, den Blick zum Pfarrer wendend, weiter: „Heute morgen bei der Weide begegnete mir der Knauff, Herr Magister. Es ist einer in der Stadt ausgebrochen — ich hörte schon davon, als ich in der Frühe dort durchkam. Den Namen wußten sie freilich nicht.“

„Was gibst? Was hast du?“ unterbrach ihn der Pfarrer, vom Wesen des Mannes überrascht. „Ich hörte davon, daß der Genarm dagewesen und den Kronwald abgubretzen befohlen habe. Es kam nicht dazu. Weißt du etwas von dem Menschen?“

„Ja, Herr Magister,“ antwortete Caspar hörbar befangen. „Als Knauff weiter war, kam er unter der Brücke her und — seine Stimme sank noch mehr und sein Auge schaute zu Boden — wissen Sie's denn, daß — er wieder da ist und in dem Kustodie ist?“

„Er, welcher Er? Caspar, was hast du? — Wen meinst du?“ rief der Pfarrer.

„Herr Magister — Frau Magisterin, es tut mir ganz graulich leid, — aber es ist der Dösel.“

Die Pfarrerin schlug die Hände vor das Gesicht. Sie schwante hin und her und ihrer Brust entrang sich ein dumpfes Stöhnen. Und da der von uns als Landwirt bezeichnete Herr rief den Arm um sie legte, so legte sie den Kopf an dessen Brust, dem Stöhnen folgte ein unterdrücktes Schluchzen und die Tränen begannen, da

sie die Hände sinken ließ, unter den geschlossenen Wimpern hervor zuquellen.

„Arme Schwester! Arme Schwester!“ sagte der Herr.

Der Pfarrer war durch Caspars Angabe erschrocken, gleichfalls auf das schwerste überrascht und betroffen worden. Er stand und starrte bald den jungen Mann, bald seine Gattin an, als ob er ihr in's Gesicht wohl bescheiden dürften. „Schwager an, als ob er seinen Ohren nicht traute. Und so sagt er jetzt auch hörbar gepfeift: „Therese, fasse dich! Es ist ja bald gar nicht möglich. Caspar muß sich getrennt haben.“

Der Wanderer schüttelte den Kopf. „Möchte Gott, Herr Magister, daß Sie recht hätten und ich unterdessen entgegnete, und auch nun verrietten die Worte, der Ton, der ganze Ausdruck, eine Zeilmahme, die gewissermaßen mit über keinen Stand hinausging. Aber da ist leider kein Irrtum. Er stand wahr vor mir, wie Sie nun; er erkannte mich, wie ich ihn, und wir redeten mit einander.“

„Aun denn, so müssen wir uns unter Gottes Willen beugen und dies neue Unheil auf uns nehmen — zu dem alten,“ sprach der Pfarrer mit einem Ausdruck der schmerzhaftesten Resignation. Und sich zu Caspar wendend, redete er weiter: „Und was hat den Unheiligen zurückgebracht? Fröhliche ihn, nur das Alte folgte wieder in die Hände der Fäulnis, oder gibt es schon wieder Neues? Wo verbißt er sich? Sage uns mehr, sag uns alles, mein Sohn! Das Verbergen und Verjagen: kann nichts nützen; wir müssen dem Unglück in's Gesicht sehen und ihm Stand halten und uns — auf das Neueste rufen.“

„Ich kann Ihnen leider keine Auskunft geben, Herr Magister,“ entgegnete Caspar achselzuckend. „Da wir uns eben einander erkannt hatten und zu sprechen begannen, haben wir das Feuer aufgehen und wurde es zu Gustom schon lebendig. Da gab es für ihn kein Jögern mehr, und wir mußten auseinander, ohne daß ich mehr erfahren hätte.“

„Auch nicht, was er im Sinne hat, wo er bleiben will?“

„Er jagte vom Liebenkamp, Herr Magister.“

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. „Bleibe noch. Ich muß einmal hinein, komme aber sofort wieder,“ sagte er — und ging rasch dem Hause zu.

Die Pfarrerin richtete sich auf. Ihre Augen wandten sich Tränen und sie sah sehr angegriffen aus. „Caspar, hat er gar nichts von mir geredet, seiner unglücklichen Mutter? Hat er nicht zu mir verlangt?“ fragte sie, betäubt schluchzend. „Nein, Frau Magisterin, noch nicht,“ sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

Der Maulwurfshügel.

Von Hermann Horn.

Der Kaufmann und Agent hatte sich nach vielen vergeblichen Versuchen, etwas zu erreichen, mit den Trümmern seines Vermögens eine Kohlenhandlung gekauft.

Der schon alternde Mann hatte sich beim Bier verspätet und gerade noch die letzte Elektrische bekommen.

Er hatte etwas viel getrunken, und so kam er rascher als gewöhnlich über die Böschung hinab auf den Fußweg, der über die Baupläge nach seiner Wohnung führte.

Wie er noch ein wenig unruhig und schwankend vom Schwingen des Herunterlaufens dafranz, gewahrte er auf einmal einen kleinen Haufen Erde vor sich.

Der Maulwurf war allem Anscheine nach noch an seinem hülfen, nächtlichen Werk, denn der kleine Hügel schien unheimlich lebendig aus der Erde aufzusprielen, und auf einmal glänzte auf seiner Oberfläche etwas.

Den Mann hatte der Anblick dieses Vorganges merkwürdig angeregt und als er sich bückte und in dem Glänzenden eine abgegrabene, metallene Handmarke erkannte, legte sich eine angestohlene Bangigkeit über die Ungebundenheit seiner berauschten Sinne.

Sorgenvoll hatte er damals über seinen Päckern gelesen, als er auf einmal beim Aufblicken auf diesem Wege einen kurzen, untergeleit, biden Mann gesehen hatte.

Der taumelte dahin und führte an der Leine einen schönen, hohen, schlankbeinigen Hund. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, zog das Tier an sich heran und gab ihm lächelnde Stadtschläge.

Es war ein grauenhaftes Bild gewesen, das unabschließliche Leiden des schönen Tieres, von dem nur manchmal der Mund einen verhallenden Klagen bis zu ihm herübergetragen hatte, und es war um so aufregender, als ein paar Leute mit der Haltung gierig Schaulustiger daneben gehandelt hatten.

So hatte er seinen Schmerz und Jörn in sich begraben, hatte finster und traurig auf seine Bücher geblüht, deren Inhalt sich für heute nimmer zusammenbringen lassen wollte, und hatte das Fenster verhängt.

Da war er wie gekochten wild aufgeföhren. In demselben Tage aber mittags bei Tisch hatte eines seiner Kinder einen Teller zerbrochen.

„Tut“, hatte er gebrüllt, „ich mache mich wegen euch karrei und ihr kümmert euch um nichts! ... Ein ich nicht auch ein Mensch? ... braucht man das anzusehen? Es ist eine rohe Gemeinheit!“

Die Kinder hatten über diesen Ausbruch zitternd dagehessen und keine sorgenschwerer und östliche Frau hatte kein Wort gesprochen, sondern nur bitter vor sich hingesehen.

Da war er vom Tische aufgesprungen und hinausgegangen. Es war ein schwerer Tag gewesen, der lange keine Folgen gezeigt hatte.

Als der Kohlenhändler dies alles noch einmal in sich geföhrt und gehaut hatte, sah es von ihm gegangen, und er föhnte sich frei und beweglich, hallte die Faust nach dem Haupte seines Hundebesizers, sagte: „Du verdammter Lump!“ und begann auf einmal ohne weiteres schöne, runde Steine zu sammeln, die gerade das rechte Gesicht zum Werfen hatten.

„Jener kurze, dicke Mann aber wohnt in einer der kleinen Billa.“

Das Haus lag vielleicht zehn Schritte dahinter und seine Fenster glänzten schwarz in der Nacht.

Der Kohlenhändler sahte mit ingrinnender Besöhlichkeit vor sich hin, dann warf er ohne irgend welche Bedenken weit ausschütend keine Steine in die Straßen. Es kramte Dampf und zwischen war ein Klirren zu vernehmen.

Als er befröhigt und föhrend heimging, hörte er noch wie ein Fensterhügel gestöhnt wurde und das Glas klirrend herunterfiel. Aber er war doch gehen und erwidern worden, und kam vor Gericht.

Er sagte dort aus, er wolle nicht, wie er dazu gekommen sei, sodass zu tun, er wolle wohl benannt werden sein. Man wies ihm jedoch hartnäckig nach, daß kein Zustand nicht berart gewesen sein konnte.

Da erzöhnte er, in die Enge getrieben, die Geschichte von dem Hunde und dem Maulwurfshügel.

Der kurze, dicke Mann erzöhnte jedoch abschließend, davon wisse er nichts; es müsse wohl gelassen sein, weil er dem Kohlenhändler einmal einen Schlag an der Kehle gemacht habe.

Dieser Hochmut verstand man sofort und das Gericht verurteilte den Angeklagten auch demgemäß schwer.

Kleinstadtbilder aus Polen.

Von dem Säbster Genossen Tag. Es eröhnen wir Ihnen bereits von ihm ungeliebten Jährhundert: Jährlig Kilometer von der Weichsel entfernt liegt die Kleinstadt Gombin, etwas höher gelegen wie die Niederung in mehr landigen Gegenden, die unendlich fröhlich genug ist, ihre Bewohner, Deutsche und Polen, gut zu erhalten. Die Juden treiben Handel und Gewerbe in der Stadt. Chemische eingewanderte Schwestern wohnen zwischen Gombin, an der Straße nach Kutno gelegen, in kleinen Dörfern. Ein alter hiesiger alter deutscher Schlag, wohlhabend wie an der Weichsel, nur andere deutsche Stämmgenossen. Auf der anderen Seite zur Stadt hinaus harrt Polen das Grop-pärentenhaus Gombin in ihrer mächtigen Holzstrahlen. In dieser auf einem Hügel liegt das stöhne Jährhundert, nur mit einer hohen Lehmburg und Zinnen.

In der Mitte der Stadt befindet sich der Marktplatz. Hier Hauptstraßen führen von ihm hinaus in die Landschaft. Das Rathaus, unser Nachhohal und Verwaltungsgesöhde zugleich, bildet einen Schmuck für ein in Polen liegendes Städtchen. Es ist jedoch nicht nach deutschem Geschmack; massiv gehaut liegt es an der Straße nach Samit, besöhzt einen Balkon nach der Marktseite. Vor dem Eingang sind Kastanienbäume gepflanzt. Unten trägt es Spuren der Vernichtung vom Kriege her, einzelne Kupferstücke, kleine Oelgemälde usw. stören die gähnende Leere.

Auf dem Marktplatz und am Rathaus pflüzt das kleinstädtische Leben bunt durcheinander, in allen möglichen Farben mit deutschen Feldgrauen durchmischt. Vom Balkon aus gesehen fast orientalistisch. Jeden Morgen in aller Frühe sind die stets geschäftigen Juden da, stellen ihre Waren aus auf den Marktplätzen und lassen ihre Jüdendeutsch ertönen: „Können Sie bester Herr, Gott gebe Sie gute Gesundheit, die Deutschen sind gute Leute. Trinke Sie Thei mit Zucker, komme Sie, bester Herr, komme Sie.“ In dieser Leier geht es, solange deutsche Feldgrauen da sind. Aber unsere schon gewöhnten Feldgrauen lassen sich nicht irreföhren und kaufen nur, was sie gebrauchen können. Eier und Butter sind die Hauptkäufe. Wehe dem Juden, der sich mehr bezählen läßt, wie von der Kommandantur festgelegt ist. Schnurstracks geht es zum Rathaus; das andere findet sich. Wegen zu teurer Butter habe ich auch auf dem Rathaus reklamiert und erhielt mein Geld heraus. Ihre Glaubensgenossen lassen die Juden aber nicht im Stich, das habe ich selbst durch einen schlauen Trick erfahren, indem eine Frau mich in ein Café führte und in ihrer verarmten Jüdenwohnung Kaffee ohne jeden Hintergedanken zum Kauf anbot. Dort sollte ich Kuchen kaufen vom Glaubensgenossen und hier mit dem Kaffee verpeifen. Das war recht schlau gedacht. Die Not brachte sie dazu. Die Leute waren verarmt durch den Krieg wie auch überhaupt die Juden Entschlichenes von den Russen erdulden mußten. Es sind mir fürchterliche Grauelkaten und Schändlichkeiten erzählt worden. Das ist jedoch ein Kapitel für sich. Besonders geschäftiges Treiben herrschte Sonnabends bzw. Freitags. Aus der ganzen Umgebung kamen die polnischen Bauern und Bäuerinnen mit ihren landwirtschaftlichen Erzeugnissen, um sie an den Mann zu bringen. Auch der schwäbische Bauer war stark vertreten, den ich anfangs erwähnte.

In ihren bunten slavischen Lomischer Volkstrachten standen die polnischen Frauen und Mädchen und verkauften die Landesprodukte. Aber respektvoll hielten sie sich von unseren Feldgrauen fern. Ein gewisser Stolz steht aber auch in den Polen drin. Einen gewissen Reichtum konnte man an ihren Kleidern schon erkennen. Am besten kam derselbe an ihrem Sonntagsklat zum Ausdruck, wenn sie zur Kirche gingen. Mit Staunen und Bewunderung habe ich oft die Polen am Endausgang nach Samit betrachtet, wenn ich auf Posten war. Pröhlich gekleidet kamen die kalten Polinnen gemächlich truppweise zur Kirche, nicht niedergeböhrt, sondern erhabenen Hauptes, in den Hüften wogend, in graziöser Bewegung. Koffspiegelige kurze Röcke aus schwerem Stoff in Rot, Blau und bergl., vielfach mit Samtbefäh in drei bis vier Streifen und Farben, das kurze Nieder mit Perlfäden, Bernsteine, Nadeln und Kragenbefäh, silberne Armspangen, Bernsteine-Halsketten und echt jeidene regenbogenfarbige Kopftücher mit Blumen, Wägeln und symbolischen Dingen eingestickt, hochmoderne hohe Sammtstiefel mit hohen Absöhzen. Alles frisch, moderne hohe Sammtstiefel mit hohen Absöhzen. Alles frisch, moderne hohe Sammtstiefel mit hohen Absöhzen. Alles frisch, moderne hohe Sammtstiefel mit hohen Absöhzen.

Oberflächlich betrachtet vertragen sich Polen, Deutsche und Juden ganz gut miteinander, weil einer auf den andern angewiesen ist, aber im Innern sieht es häßlich anders aus. Obwohl ich ja nicht hinreichend konnte, wöhnte ich aus Erfahrung und durch Ausfragen von Juden und Deutschen doch, daß sie einander gegen sich ausspielen. Im Privatverkehr, außer dem geschäftlichen, ging jeder getrennt für sich seiner Wege. Mischungen miteinander gibt es nicht und würden für eine Sünde und ein Verbrechen gehalten werden.

Im Marktplatz, der mit Feldsteinen gepflastert ist, stehen fast lauter massive Geschäftshäuser; die meisten mit Balkons. Auf Feldpfeilern stehen die Kinder Israels da und mütern jeden in langem Kackan und schwarzen Mähnen ohne Schild. Aber auch Deutsche wohnen in Häusern am Markt. So z. B. ist das einzige große Gasthaus mit weißer Einfahrt, einige Häuser vom Rathaus entfernt, ein echt deutsches gemütliches Wirtshaus. Viel Bier wurde hier von unseren deutschen Soldaten vertilgt, aber auch viel gegessen.

Eine große Brauerei, von einem Deutschen betrieben, an der Straße nach Samit, in jeder Ecke der Stadt eine Windmöhle, eine netterbaute Gerberei und viele sonstige Betriebe. Eine schöne, von der Ferne weiß leuchtende evangelische Kirche, nebenan schöne Parkanlagen mit in regelrechten Quadraten bepflanzten Bäumen, lauberen Rasenplätzen und Kuchebänken. Juden und Jüdinnen gehen an Abenden und Sonntagen spazieren, Nachtigallen singen mit Quaseln um die Weite, wenn der Posten vor der Kommandantur auf und ab geht. Kein Lächeln röhrt sich, nur seine Tritte dröhnen. Bei Tage besöhnten die Stadt feindliche Flieger und warren Bomben ab. Einige Juden sind den Fliegern zum Opfer gefallen und dort, wo einer unserer Posten steht, ist ein Haus zerstöhrt worden und eine Frau getötet; der Posten kam heil davon. Ein gemütliches Heim steht in der Nähe, deutsche Leute besöhnen es und sitzen abends mit dem Posten vor der Tür auf einer Bank und lauschen seinen Gesprächen von der deutschen Heimat. Manche Tasse Milch erhielt ich da und auf mein Brot dazu. Es war der beste Posten, niemand hörte aus, nur nachts hies es anpasseln auf Waren hinausstrahlende Juden.

Eine heil abfallende Talnulle führte von der abseits liegenden Straße nach der jenseits zur Weichselniederung gehenden Parallelstraße. Viele Obstbäume und damit ein Blütenmeer bekröhnte sich in dieser Talnulle, am oberen Ende zur Stadt zu hies sie allmählich aus; die Synagoge bildete einen mächtigen Abköhlig. Aber wo Reichtum ist, da gibt es auch noch mehr Armut; so auch hier in der polnischen Kleinstadt. Schmutz, Verkommenheit und Ordnungslosigkeit bildete hier vor dem Kriege die Regel, die wir noch jeden Tag beobachten. In den Gassen, Göhgen und Jöggen in den Hauptstraßen und Plätzen war der Schmutz noch gerinnendhoch vorhanden. Die hinteren Höfe krochten vor Schmutz und Unrat aller Art. Erst unsere Krappen brachten Ordnung herein, liehen die Juden unter ihrer Aufsöhnt mit Schaufel und Hacke arbeiten, besöhnten hart, wenn nicht zu bestimmten Zeit die nötige Keuschheit herrschte. Es kostete viel, ehe sie unsere Ordnung anerkannten. Zum Schluß hatten wir aber andere Freude daran. Mit Genugtuung denke ich noch daran, wenn ich meine Abendspaziergänge durch die Straßen bis hinaus vor die Stadt machte und die Abendsonne hinter den Wald nach Westen zu blühret verand, die Nachtigall im Park über ihre schmelzenden Lieber ertöhnen ließ. Dort endete kein mein Spaziergang.

Der erste polnische Frühling im Weltkrieg bleibt im schönsten Andenken.

Ueber Gott und die Welt.

Ein feldgrauer Genosse schreibt: Man braucht die Existenz eines Gottes nicht zu bestritten und kann sich dennoch ein wahres Bild über das Verhältnis von Gott zu Menschen machen. Wendet man z. B. seinen Blick von der Erde ab, nach oben, so sieht man zunächst nichts als Leere. Im Osten leuchtet, als Voranzeiger des kommenden schönen Tages, ein herrliches Morgenrot. Eine feurige Kugel steigt dahinter ganz allmählich empor und durchbröhrt grell den sauff verblühenden Schleier des Morgenrots. Unbekümmert, um alles was da vorgeht, zieht sie langsam ihres Weges. Sie kämpft mit den Wolken, die sich, ihren Glanz verdunkelnd, vor sie dröhngen und sie zu verhindern suchen, ihre wärmenden Strahlen nach der Erde zu senden. — Die Sonne zieht! — Ein lauer Regen fällt hernieder auf die nach frischem Trunke leghende Erde. Es hatte sich eine leichte Trübe gebildet, die nun ein prächtig farbener Regenbogen überspannt. Nur wenige Minuten und wieder sieht sich die Sonne durch. Von ihrem Höhepunkt bedeckt sie mit Wärme die Erde. Sie hat ihr Ziel erreicht! Immer noch die Erde wärmend zieht sie langsam gen Westen, um dort hinter dem Horizont ganz allmählich zu versinken. Tiefe Abendröhre beleuchtet das Firmament. Es verblöhrt langsam, zum Zeichen, daß der Tag zu Ende. Nun wird es dunkel. Am Himmel glöhzt die silberne Sichel des Mondes, und Abermillionen goldene Sterne leuchten durch die Nacht.

Die Schärfe unseres Blickes ist hier zu Ende. Betrachten wir nun, von nicht allzu hoher Warte, die Erde mit ihren Licht- und Schattenseiten.

Auf den ersten Blick ein großer Wirrwarr. Je länger wir hinsehen, um so deutlicher zeigt sich uns das Bild. Es ist ein wildes Treiben. Jetzt können wir beobachten, wie Völker, mit den absehlichsten Werkzeugen, die Menschenhirne je erdacht, gegeneinanderrennen. — Warum? — Sie haben ihr Ziel noch nicht erreicht! — Welches Ziel? — Sie wollen sich vernichten! — Drei volle Jahre währt nun dieses „Spiel“. Wo man hinsehst: Tod und Verderben. Einst fröhliche Stätten liegen zerlegt in Trümmern, umgeben von Schutt und Baumgespenstern.

Da kann selbst ein aufmerksamer Beobachter aus der Ruhe geraten, und mit Absöhue wendet er seinen Blick fort von hier, dorthin, wo die Völker in Eintracht nebeneinander wohnen.

Wie ganz anders zeigt sich uns hier das Bild. Welche Tätigkeit diese Menschen hier entfalten. Wo man hinblickt, ein Schaffen, ein Leben — Kultur! — Und diese Menschen sind stolz darauf. Man sieht es ihnen an. Mit Recht! Und morgen ist Sonntag. — Feiertag! —

Da dröhgt sich unwillkürlich das vorherige Bild vor unsere Augen. — Aber es gibt doch einen Gott! — So sagt man. Er soll im Himmel wohnen und allmächtig sein! — Aber wenn er allmächtig ist, dann kann er doch solch unmenschliches Treiben verhindern! — Ja, so sagt man wohl! — — —

Kleines Feuilleton

Der Umfang der Massenpeisungen in Deutschland.

Ueber den jetzigen Umfang der Kriegsmassenpeisungen in Deutschland werden in der „Sozialen Praxis“ genaue Angaben auf Grund der letzten statistischen Feststellungen gemacht. In ganz Deutschland konnten bisher 472 Gemeinden mit insgesamt 24,3 Millionen Einwohnern über das Vorhandensein von 2207 Einrichtungen zur Massenpeisung berichtet. Von diesen 2207 Kriegsgründungen werden 1976 als allgemeine Kriegsküchen angesehen, 116 als Mittelstandsküchen, 528 als Fabrikküchen, die restlichen 487 werden als „sonstige Küchen“ bezeichnet. Gemeint sind damit alle von Vereinen und Stiftungen errichteten Küchen, die als Wohltätigkeitsunternehmungen zu bezeichnen sind. In der Mehrzahl der Städte haben die Küchen nur einen Mittagsbetrieb, doch auch in diesem Fall sind sie stets für mindestens 2 Kochschichten eingerichtet. Im Februar ermöglichte die gemöhnliche Leistungsfähigkeit der in 472 Gemeinden nachgewiesenen 2207 Massenpeisungseinrichtungen die Herstellung von täglich insgesamt 2 528 401 Liter Speise. Für die in Betracht kommende Einwohnerzahl von 24 354 090 entfielen also im Durchschnitt auf je 100 Einwohner täglich 10,4 Liter im Gegensatz zu einer Menge von nur 8,8 Liter im Monat Januar. Die Grenze der Leistungsfähigkeit der Küchen ist so hoch, daß eine Steigerung bis zu 4 208 741 Liter oder 17,3 pro 100 Einwohner gewährleistet erscheint. Damit wäre, in andern Worten, fast der 4. Teil der in Betracht kommenden Bevölkerung ganz versorgt. 276 Massenpeisungsanstalten, darunter 69 allgemeine Kriegsküchen, haben auf die Ablieferung von Lebensmittelfarten Verzicht geleistet.

Die gepöpte Bahnhofswache.

Schluppen da zwei kräftige junge Männer — Urlauber aus dem Feld waren es — einen mächtigen Schlieffkorb auf den Bahnhof. Sie können ihn kaum schleppen. „Ja kann nicht mehr!“ äöhzt der eine und wöhst sich den Schweiß von der Stirn. „Eil dich, sonst fährt uns der Zug vor der Nase weg!“ dröhgte der andere. Die Bahnhofswache — es war in Hessen — wittert lohnende Beute. Sie läßt alle die anderen mit Rudfäden und Taschen erst einsteigen und umzingelt den Hauptfeind. „Was ist in dem Korb?“ — „Ei, Kartoffeln!“ — „Haben Sie einen Ausfuhrschein?“ — „Nein!“ — „So müssen wir die Kartoffeln beschlagnahmen!“ — „Oh!“ begehren die zwei auf und wollen die Beutemare nicht gutwillig herausgeben. Erst nach langem Erregten Hin und Her, als eben der Zug abfahren will, gebet sie nach und öffnen den Korb. — Er ist vollständig leer. Nur in den tiefsten Bodengenden finden sich ganze 10 Kartoffeln kleinster Kalibers. Die beiden Spahövögel haben natürlich die Lächer auf ihrer Seite. Die Zuginsassen lachen, die Umstehenden lachen, der Vorsteher lacht, und schließlich macht auch die gestrenge hessische Bahnhofswache mit und lacht. Und sogar die hessische Landesverteidigungsstelle soll wenigstens geschmunzelt haben, als sie von dem oberheßischen Kartoffelgeschichtchen eröhrt.

Heiteres

Beim Konditor. „Wissen Sie, ich leide so an Asthma.“ — „Essen Sie 'ne Schaumtorte, da haben Sie massenhafte Luft!“

Der verkannte Kürbis. Ein drohlicher Vorfall wird aus Höchst berichtet. Zu einer Verkäuferin, die auf dem Wochenmarkt einen dicken, gelben Kürbis im Ausschmitt verkauft, tritt ein Herr heran. „Was kostet dieses Stück?“ fragt er und die Antwort lautet: „Fertig Fennig!“ — „Dann, bitte, geben Sie es her!“ Das geschieht und der Käufer zieht ab. Nach einer Viertelstunde aber kommt er in Gilschritten wieder: „Ja, sagen Sie mal, was haben Sie mir denn da verkauft? Das ist ja gar kein Kürbis!“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling. Verleger: F. H. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Gänzlich in Löhre.